

Das Volksleben der Polen.

Volkscharakter. — Es gibt außer den Spaniern vielleicht kein zweites Volk auf der Erde, bei welchem die Nationalität und der Katholicismus so enge miteinander verschmolzen wären, wie bei den Polen. Ihre Geschichte ist eine ununterbrochene Kette blutiger Kämpfe gegen die Ungläubigen, und in der Literatur spricht das am tiefsten zur polnischen Seele, was nationale Empfindung am innigsten mit dem religiösen Gefühle verbindet. Die polnische Ritterschaft wurde im Gegensatz zu den Türken und Tataren, mit denen sie Jahrhunderte lang im Kampfe lag, „Wiara“ (Glauben, Glaubensritter) genannt und beim polnischen Landmanne heißt noch heute der katholische Glaube polnischer Glaube. Katholik und Pole sind ihm eines und dasselbe; ja das Gefühl der Religiosität überwiegt im Volke jenes der Nationalität. Am Halse des polnischen Bauers hängt ein Kreuzchen, ein Medaillon, ein Rosenkranz oder ein Skapulier; in seinem Hause steht auf einem Fenster die Pasyjka¹ und die Wände sind mit Heiligenbildern behängt. An allen Feldwegen stehen Figuren, Heiligenstatuen oder Kapellchen. Unternimmt der Bauer eine Fahrt, so macht er vorher mit der Peitsche auf dem Erdboden vor den Pferden das Zeichen des Kreuzes; nie geht er an einem Wanderer oder Arbeitenden vorüber, ohne ihn mit einem passenden Gottesworte zu begrüßen; erwähnt er im Gespräche eines Dahingeshiedenen, so fügt er sofort den Wunsch hinzu, Gott möge ihm das himmlische Königreich leuchten lassen.

Aus diesem tiefen Glauben fließen viele werthvolle Eigenschaften des polnischen Volkes. Das Familienleben ist makellos, Meineid fast unerhört, Laster und Verbrechen sind erstaunlich selten trotz der niedrigen Culturstufe des Volkes. Treue und Redlichkeit ist in seltenem Grade vorhanden, das Pflichtgefühl stark entwickelt. Selbst der Tod erscheint dem polnischen Bauer nicht schreckhaft. So ist es Gottes Wille, sagt er, und bereitet sich mit voller Ruhe dazu vor. Ist ja doch jenseits des Grabes ein neues Leben, nur ein viel schöneres, ein Leben ohne Sorgen und Kränkungen; wird er ja doch dort alle jene wiedersehen, die ihm hienieden die theuersten sind und wird sich mit ihnen des himmlischen Glanzes freuen. Daher auch sein wohlbekannter Muth, der sich in allen Kriegen bewährte, die Oesterreich in den letzten hundert Jahren geführt. Der Jugend ist das Leben wohl theuer, allein wo die Pflicht ruft, dort schwindet jeder Schrecken, und wo der Muß ist — sagt ein Sprichwort — dort hilft auch das „Heiliger Gott“-Rufen nichts. Es gibt übrigens eine Philosophie, der sich der polnische Landmann in solchen Fällen zu bedienen pflegt. „S' ist schwer“ — sagt er sich — „einmal wird der Mensch geboren, einmal muß er sterben“, oder, was seine Natur noch besser charakterisirt und in Kürze ausdrückt: „Einmal muß die Ziege sterben.“ So ist denn der polnische Bauer ein

¹ „Kleine Passion“ = aus kleinen Figuren dargestellte Leidensgeschichte Jesu Christi.



Etymorphologie von Hermann Paar.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Polnische Trachten aus der Gegend von Krakau.



vortrefflicher Soldat, umsomehr, als er blind gehorcht, den Führern anhänglich und in allen Mühen und Beischwerden außerordentlich ausdauernd ist.

Er liebt Musik und Gesang, doch nicht so wie der Böhme, vielmehr wie ein Soldat, der ohne Trommel- und Trompetenschall nicht marschiren, ohne Pfeifen, Singen, Tanzen, Musik oder Prügelei keinen freien Augenblick verbringen kann. Es muß ihm immer etwas in den Ohren klingen, wenn nichts anderes, so doch wenigstens Gespräch oder menschliches Treiben. „Polen stumm machen“, hat einmal einer der größten Dichter gesagt, „das heißt Polen deutsch machen.“ So wäre auch Musik und Tanz für dieses Volk gar nichts, wenn es nicht selbst sänge. Die Musik muß die Melodie aufnehmen, die er ihr vorsingt und danach tanzt er. Mit den Füßen stampft er aber jeden Augenblick so heftig, daß die Dielen krachen; ohne dieses Stampfen gäbe es keine Lustbarkeit für ihn, wäre es kein polnischer Tanz. Das Lied ist kurz und ungekünstelt, die Melodie sehr einfach, doch ist alles kernig, männlich hart; während die Zungen singen und springen und mit den Füßen stampfen, unterhalten sich die Alten lärmend. Dieser Lärm ist specifisch polnisch und etwa dem Getümmel in einem Lager zu vergleichen.

Dieser tiefe Glaube und die daraus fließende seelische Gesundheit in Verbindung mit dieser Soldaten-Bravour, mit dieser jugendlichen Heiterkeit des Gemüths, mit dieser offenen lärmenden Fröhlichkeit, mit diesem unbefangenen Lachen: das ist die polnische Kalofagathie, die umso schöner und werthvoller ist, als an ihr nichts Unnatürliches und sie in eine gewisse ernste Würde gehüllt ist, die das polnische Volk in dieser Hinsicht am meisten dem deutschen Volke nähert. Nebst der Arbeitsamkeit, den wirthschaftlichen Kenntnissen und der Aufklärung ist es gerade dieser Ernst des Deutschen, welcher dem polnischen Bauer am besten gefällt, denn er ist ihm gleichsam ein Widerschein seiner eigenen Art und Weise. Es verbindet sie außerdem eine große Geradheit des Charakters, sie sind beide ohne Lug und Trug. Darum hat auch der polnische Bauer kein Vorurtheil gegen den deutschen Landmann, welches ihre gegenseitigen Beziehungen erschweren würde, zumal sie eines und desselben Glaubens sind. Der Pole anerkennt sogar neidlos im Deutschen etwas Besseres und Höheres; nur möge Gott es verhüten, daß ihn der Deutsche aus diesem Grunde etwa geringschätze; dann ist's mit der Freundschaft aus, denn dann schwindet die Empfindung, daß der Andere ihm gleich edel sei und jene persönliche Würde, die sogar im ärmsten und ungebildetsten Polen unglaublich lebhaft ist, findet sich sofort verlegt. Hinters Licht führen und betrügen kann man den polnischen Bauer leicht genug, denn er ist harmlos und setzt bei Niemandem ihm feindselige Instincte voraus; allein aus eigenem Antriebe wird er nie etwas Leichtsinziges und Oberflächliches unternehmen. In dieser Beziehung ragt er sogar über die aufgeklärteren Schichten der Nation hinaus. Daraus läßt sich auch vor Allem der schwache Antheil der polnischen Landleute an

bewaffneten Aufständen erklären; das Volk hat diese immer als abenteuerliche Unternehmungen angesehen. Der gesunde Verstand des Bauers ist denn auch bei den Polen sprichwörtlich geworden. Die Lebhaftigkeit des Temperaments läßt ihn im Streite leicht das Gleichgewicht verlieren und im Zorn ist er im Stande, sich selbst unverzüglich Gerechtigkeit zu schaffen. In solchen Fällen kann er sogar sehr unüberlegt und furchtbar sein; doch geht die Raserei schnell vorüber; es folgt Reue und der heiße Wunsch, das Geschehene gutzumachen. Gehässigkeit und langgenährte Rachsucht kennt dieses Volk nicht. Beleidigungen verzeiht es schnell und leicht; dagegen bewahrt es lange in treuem Andenken alles Gute, das es je von irgendwem erfahren hat.

Dem Kaiserhause ist der polnische Landmann mit ganzem Herzen und aus voller Seele ergeben. Von den früheren Herrschern ist es besonders die edle Gestalt der Kaiserin Maria Theresia, welche dem Volke in dankbarer Erinnerung blieb und in dessen Traditionen überging. Ihr Name ist sogar sprichwörtlich geworden; denn wenn er ausdrücken will, daß in Galizien etwas schon lange geschehen sei, so sagt der polnische Bauer, es sei aus der Zeit Maria Theresias. Und was die Liebe zur Person des uns gnädig beherrschenden Kaisers betrifft, so darf man kühn behaupten, daß kein urreigener polnischer Herrscher ein treueres und hingebenderes Volk sein eigen nennen könnte. Zahlreiche Erzählungen rühmen seine Frömmigkeit, seine Barmherzigkeit und jenen ritterlichen Edelmut, welchen auch das einfachste polnische Herz so wohl nachzuempfinden versteht! Umsomehr ruft die jedesmalige Ankunft des geliebten Monarchen ungeheure Freude und die Sehnsucht, ihn zu sehen, hervor. Der Ausdruck „österreichisch“ schließt hier gar nichts in sich, was als fremd angesehen würde; man sagt hier immer und beständig „unser Kaiser“, „unser Monarch“, „unser Militär“, „unsere Monarchie“, und diese Ausdrucksweise ist der Ausfluß tiefer Überzeugung. Diese loyalen Gefühle haben sich wohl hauptsächlich in Worten und Handlungen der galizischen Szlachta geäußert; allein man muß wissen, daß hinter der Szlachta eine kolossale Volksmasse steht, welche dieselben Gefühle hegt.

Der Militärdienst ist dem Ackerbauer immer beschwerlich, weil er ihn von seinen gewohnten Arbeiten abrückt; diese Erscheinung sieht man auch hier. Allein der polnische Landmann hat, wie dieses ganze Volk, etwas Militärisches im Blute; so gewöhnt er sich leicht an den Dienst und gewinnt ihn lieb. Ein Volkslied sagt: „Im Feldzug ist's gar nicht so schlecht, als die Leute meinen.“

„Wer fleißig nur betet, hat im Kriege keine Noth,
Es schießt der Soldat und die Kugel trägt Gott.“

Beim Militär zu dienen gilt übrigens als eine nicht geringe Ehre und ist in einem gewissen Sinne, wie ein Volkslied sagt, die Vollendung der Erziehung.

„Ein Bursch bin ich, erzogen,
Vom Vater wohlgevozen,

Die Mutter hat's gewendet,
Der Kaiser hat's vollendet.“

Ausgebildete politische Überzeugungen hat das polnische Volk in Galizien nicht, allein es hat feste politische Instincte. Es ist conservativ, wie selten eines, und in seinen Familienbeziehungen und seinem Lebensbezirke aristokratisch; dabei ist der Bauer ein-
 gefleischter Monarchist und unverföhnlicher Feind der republikanischen Staatsform, „denn“, sagt er, „wo sechs Köche sind, ist nichts zum Essen da“.

Der polnische Bauer ist gewöhnlich von mittlerem Wuchse, kräftig und sehnig gebaut, breitschulterig, hat einnehmende, oft sogar schöne Gesichtszüge und besitzt eine reiche geistige Begabung. Er denkt langsam, zeigt jedoch über Dinge, welche er versteht, ein gesundes Urtheil. Seine Aufklärung, sowie sein ökonomischer Zustand stehen noch hinter denen glücklicherer Kronländer Oesterreichs zurück, doch ist seit dem Beginn der constitutionellen Ara ein sichtbarer, ja riesiger Fortschritt zu verzeichnen. Die Mehrzahl der Bauernsöhne, welche höhere Schulen besuchen, wendet sich dem geistlichen Stande zu, da es die Eltern am liebsten sehen. Doch fehlt es auch nicht an höher gebildeten Bauernsöhnen in anderen Fächern, von der niedersten bis zur höchsten Stufe des Dienstes. Jene, welche mit der Volksschule ihre Schulbildung schließen und beim Feldbau verbleiben, bilden sich mit Hilfe der Bücher und Schriften der landwirthschaftlichen Gesellschaften und Verbindungen selbständig weiter. Der ausdauernde Arbeiter ist ungemein auf Grundbesitz erpicht und seiner Heimatsgegend unendlich zugethan. Um Brod zu gewinnen, wird er auch nach Amerika gehen, hat er aber einige Groschen zusammengespart, kehrt er sehnsüchtig nach dem Vaterlande zurück. Die Zeiten sind überhaupt vorüber, da er sich um den kommenden Morgen nicht bekümmerte.

Eine Schattenseite des polnischen Volkess ist ein gewisses Mißtrauen gegen die gebildeten Schichten der Nation. Dieses Mißtrauen trifft auch den auf dem Lande wohnenden Edelmann, wendet sich aber vor Allem gegen die Städtebewohner. Der geringere Grad der Religiosität, die leichteren Sitten, der Dünkel, die Sucht, Andere auszunüßen, alles dies mißfällt dem Landmanne. Das städtische Element erscheint ihm wie der Sand am Wege, mit welchem der Wind nach seiner Lust umgeht, den er einmal hierhin, einmal dorthin treibt; ein schwaches, gegen Mühsale nicht ausdauerndes, mit dem Maul tapferes, vor dem Schrecken erbebendes Element.

Die Gastfreundschaft, die das Sprichwort vortrefflich in die Worten zusammenfaßt: „Ein Gast im Haus, Gott im Haus“ ist auch dem polnischen Volke eigen, doch wie ehemals bei dem Landadel in die Vorliebe für langdauernde Lustbarkeiten bei jedem häuslichen Anlaß, z. B. Hochzeiten, Kindstaufen etc. sowie in den Gang, sich auf Jahrmärkten und Zusammenkünften herumzutreiben ausgeartet, was Zeit- und Geldverluste nach sich zieht. Dies war namentlich in den vorconstitutionellen Zeiten verderblich, da Trunksucht stark grassirte.

Wie für den Polen überhaupt der polnische Edelmann typisch ist, so drückt sich die Natur des polnischen Landvolkes im Krakowiaken aus. Was in diesem bis zur höchsten Stufe entwickelt ist, das findet man in höherem oder geringerem Grade auch bei allen Anderen. Der Gorale, welcher ums Brod weit in die Welt hinaus wandert, ist verschlossener, gewandter, realistischer, der Mazure, der gegen Ruthenien vorgefchoben ist, hat einen Anflug von Melancholie, von sanfter Langsamkeit, von Mißtrauen und ist weit weniger hurtig und unternehmend.

Trachten. — Es gibt drei Haupttypen der Landestrachten, welche auf den ersten Blick leicht wahrzunehmen und zu unterscheiden sind: den Krakauer-, den Goralen- (Gebirgs-) und den Mazurischen Typus; doch hat ein jeder von ihnen hunderterlei Varietäten. Fast in jedem Dorfe begegnet man etwas Abweichendem: in der Farbe, im Schnitt, im Fehlen oder Hinzukommen verschiedener Details, endlich sogar in verschiedener Art des Tragens eines und desselben Gewandstückes.

Der Übergang von einem Typus in den anderen ist gleichfalls ein sehr allmäliger; dieses trägt ebenfalls zur Bereicherung der ohnedies schon großen Mannigfaltigkeit bei. Endlich kommt es auch vor, daß auf dem Terrain einer bestimmten Tracht irgend etwas ganz Abweichendes auftaucht, das zu keinem der Haupttypen gehört, das ein polnisches, aber kleinstädtisches und nicht etwa ländliches oder fremdartiges, durch Colonisten importirtes Gepräge hat. In dieser Hinsicht ist das mazurische Terrain sehr bemerkenswerth. Und schließlich trägt auch der Stoff, aus welchem die Tracht verfertigt wird, nicht wenig dazu bei, sie mannigfaltig zu gestalten. Diese reiche Vielfältigkeit ist indessen durchaus kein unverständliches Chaos, es ist Ordnung und Gesetz darin; man kann deutlich sehen, wie sich ein Typus aus dem andern entwickelt und wenn man nach den Ursachen der auffälligsten Unterschiede forscht, so begreift man bald, warum etwas so und nicht anders gerathen ist.

In den Gebirgsländern ist die Schafwolle vorherrschend, da das Klima dort rauher ist; in der Ebene hingegen, wo es wärmer ist, Hanf und Lein zugänglicher sind, herrscht das Leinengewebe vor. Die Bewohner der Ebene gefallen sich in langen, faltigen Gewändern, die Goralen lieben kürzere und knappere Gewandung.

Allein auch in der Ebene kann es verschiedene Lebensbedingungen geben, denen sich die Tracht anpassen muß. In einer Waldgegend muß die Volkstracht jener der Bergbewohner nahekommen und es ist in der That interessant, unter diesem Gesichtspunkt den Goralen der Karpathen mit dem Lasowiaken (Wäldler), dem Mazuren der Sangegend, zu vergleichen. Das Oberkleid des Lasowiaken ist zwar länger als das des Goralen, doch kürzer als das des Bewohners der freien Ebenen. Im Winter ist es tiefer Schnee, im Sommer der Thau auf den Gräsern, oder es sind diese Gräser selbst, verschiedenes Gestrüpp, abgefallene Äste, umgestürzte Baumstämme, welche eine längere Gewandung unbequem



Trachtentypen von Krafowiaten und Gotschen.

und überflüssig machen. Sie reicht also beim Lasowiaken kaum bis zu den Knien, ja sie ist noch kürzer, im Gegensatz zum Bewohner des Flachlandes, dessen Gewand bis an den Boden reicht. Im Berglande bedingt das Terrain freie Arme und Beine; darum trägt hier der Bewohner das Oberkleid nicht anschließend, sondern hängt es bloß über die Achseln. Derselbe Grund dürfte Veranlassung sein, daß der Gorale das Hemd nicht über das Beinkleid herabfallen läßt, wie dies bei allen Bewohnern der Ebenen und Wälder der Fall ist. Für den Goralen sowie für den Lasowiaken sind Stiefel zu schwer und ungeeignet, so ist denn die gleichsam natürliche Beschuhung der einen wie der anderen der Chodak.¹ Diesen Chodaken sind bei den einen wie bei den anderen enge Beinkleider angepaßt. Je näher einer größeren Stadt, um so kostbarer und reicher wird die Volkstracht, je mehr ein Winkel der Civilisation entrückt und je mehr er mit „Brettern vernagelt“ ist, desto einfacher und bescheidener wird dieselbe sein.

Die kleidsamste und geschmackvollste Tracht ist unzweifelhaft jene der Krakowiaken. Seinen Kopf bedeckt der Krakowiake mit der berühmten Krakuska, welche auch Rogatywka oder Rogatka (Hörnerkappe), nach den vier an ihr ersichtlichen Hörnern, heißt. Unten herum läuft ein schwarzer Lammsfellstreif, die Mütze selbst ist mit carminrothem Tuche überzogen und gewöhnlich mit Pfauenfedern geschmückt. Eine nicht weniger charakteristische Kopfbedeckung des Krakowiaken ist sein schwarzer, unten breiter, nach oben zu schmaler werdender Filzhut mit schmalem Rande, vielfärbigem Schmuck und Pfauenfedern, wie die Mütze sie hat. Die Krakuska findet man auch bei den Mazuren, wenn auch von etwas verschiedener Form und Farbe, einen solchen Hut aber trägt Niemand als der Krakowiake. Sein Obergewand besteht aus einer langen Sukmane aus weißem Wollenstoff, die mit rothen Stickereien und ebensolchen Quasten geschmückt ist, einen Stehkragen hat und gewöhnlich vorne nicht geschlossen wird. Unter dieser Sukmane, oft auch ohne sie, tragen sie einen Kasten aus granatfarbenem Tuch, der roth gefüttert und ärmellos bis zu den Knien reicht und mit kleinen Knöpfen, mit gestickten Zieraten, Quasten, Fransen und kleinen Wollbüscheln von zumeist rother Farbe geschmückt ist. Dieser Kasten wird meist, die Sukmane nur selten, mit einem Lederriemen umgürtet, der je nach dem Anlasse breiter oder schmaler, jedoch gewöhnlich mit Weißblechplättchen, Nägeln, kleinen Münzen beschlagen und mit messingenen klirrenden Rädchen behängt ist. Unter dem Kasten befindet sich das Hemd aus weißer Leinwand mit einem kleinen Kragen, der oft mit Stickerei geschmückt ist und vermittelst einer Stecknadel, eines rothen Bändchens, einer Schleife oder kleinen Kofarde zusammengehalten wird. An den Ärmeln sind auch weiße, mit Stickerei geschmückte Besätze, die mit Knöpfen zu schließen sind. Ein Halstuch trägt der Krakowiake niemals, wie übrigens auch sonst kein polnischer Bauer. Seine Beine bekleidet

¹ Chodaki sind vom Bauer selbst genähte Schuhe aus ungegerbtem Leder; die aus Bast heißen Kurpie.

der Krakowiake mit weiten Hosen, zumeist aus Perfail mit rothen, blauen oder lilafarbigen Streifen auf hellem oder weißem Grunde, die er in die Stiefelschäfte steckt. Die juchtenen Röhrenstiefel gehen bis zum Knie und sind an den Absätzen mit hohen eisernen Beschlägen versehen, mit welchen er beim Tanze so heftig den Tact schlägt, daß die Wände der Schenke davon erzittern. Im Winter trägt man bei größerem Froste anstatt der Sukmane einen weißen nicht mit Tuch überzogenen Schafpelz, dessen Schnitt und Ausschmückung dem der Sukmane gleichen.

In dem Maße als man vom Krakauer Gebiet gegen die Karpathen vorschreitet, sieht man wie die weiße Krakauer Sukmane allmählig ihren Schnitt ändert, wie sie immer kürzer wird, wie der charakteristische Krakauer Raftan und Hut verschwinden und wie an ihre Stelle kurze Westen und niedere, runde, wenn auch ebenfalls aus Filz gefertigte Hüte treten, wie die weiten Krakauer Beinkleider enger werden, die pompösen Krakauer Stiefel und die grellen Farben allmählig schwinden und wie ein gewisses Etwas immer mehr zunimmt, was der Krakauer Erde, ja sogar den heimatischen Urelementen fremd zu sein scheint. Wenn wir endlich bei den Podhalanen anlangen, so sehen wir schon einen ganz veränderten Typus der Volkstracht. Wenn der Gorale Stiefel trägt, so geschieht dies höchstens zum Kirchgang, oder zu einer festlichen Gelegenheit. Diese Stiefel reichen übrigens, was Schönheit und Form anbelangt, den Krakauer Stiefeln nicht das Wasser. Des Goralen natürliche und täglich benützte Beschuhung sind die Chodaki, welche er mit einem dem Slavakischen entlehnten Namen Kierpee nennt, was mit dem echt polnischen Worte Kurpie identisch ist. Die Beinkleider sind wärmer als die der Krakauer, aus weißem Tuch gefertigt und anschließend, an den Nähten nur mit einem rothen Schnürchen geziert. Das Hemd ist gewöhnlich aus grober Leinwand, am Halse mit einer großen Messingnadel zusammengehalten, kurz und in das Beinkleid gesteckt. Die Lenden umgibt ein breiter und nur hierin dem Krakauer ähnlicher Gürtel aus grobem, hartem Leder, welcher vorne durch eine lange Reihe messingener Schnallen geschlossen wird und in dem sich das Geld, Tabak, das Feuerzeug und andere Kleinigkeiten befinden. Über dem Hemde trägt der Gorale eine kurze, kaum bis zum Gürtel reichende Tuchweste, oder wenn es sehr kalt ist, einen eben solchen Pelz ohne Ärmel. Sein Oberkleid bildet eine kurze, aus weißem oder braunem Tuche gefertigte Sukmane, Gunia genannt, in deren Ärmel man nur bei Regen oder Frostwetter schlüpft, während sie gewöhnlich bloß über die Achseln geworfen und am Halse vermittelst einer Schnur zugebunden wird. Den Kopf bedeckt der Gorale mit einem kleinen, runden, mit einer Schnur kleiner Seemuscheln umwundenen Hute mit schmalen oder, je nach der Gegend, übermäßig breitem Rande. Ein unzertrennlicher Begleiter und gleichsam eine Ergänzung seiner Erscheinung und Tracht ist sein wie eine Art geformter oft mit schönen Zieraten geschmückter Stock, den er Ciupaga nennt.

Von der Raba an gegen Osten zu verschwindet die weiße Krakauer Sufmane und taucht die dunkelbraune auf. Diese Farbe der Sufmane sehen wir bei allen Mazuren; sie ist das sicherste Zeichen, daß wir in ihr Gebiet eingetreten sind. Allein wenn sich schon die Krakauer- und Goralentrachten durch eine große Anzahl von Abweichungen auszeichnen, so ist in den mazurischen Trachten der Mannigfaltigkeit kein Ende. Innerhalb dieser Mannigfaltigkeit lassen sich gleichwohl vier Typen unterscheiden. Der erste dieser Typen ist bei den Bewohnern von Szkalnierz, Proszów und Sandomir jenseits der Weichsel im Königreich Polen heimisch. Diese Tracht nähert sich in vielen Beziehungen derjenigen der Krakauer. Das Oberkleid, ob es nun aus Linnen gefertigt, ob es Sufmane oder Pelz ist, ist ebenso lang wie das der Krakowiafen und unterscheidet sich auch im Schnitt nicht viel von diesem. Der Kragen ist gewöhnlich auch stehend, jedoch in manchen Gegenden am Pelz oder an der Sufmane mit Zwickeln versehen und fällt tief auf die Schultern herab. Der Raftan des Krakauers fehlt; er wird zumeist durch eine kurze, bis zum Gürtel reichende blaue Tuchweste ersetzt. Der Gürtel ist fast ganz so wie der Krakauer Gürtel, sogar mit den Messingrädchen versehen, nur daß er über dem Obergewand getragen wird. Die Hörnerkappe ist hier keine Seltenheit, nur hat sie größere Hörner als jene und pflegt auch manchmal aus blauem Tuche verfertigt zu werden. Den hohen Krakauerhut vertritt hier im Sommer ein niedriger Strohhut mit breitem Rande und flachem Kopfe, versehen mit einem farbigen Bande und nicht selten mit Pfauenfedern geschmückt. Die Beinkleider, gewöhnlich aus weißem Hanfstoff, sind nicht so weit wie die Krakauer und, wenn sie von Tuch sind, meist blau mit einem ziemlich breiten rothen Besatz um die Taschen herum; sie werden immer in die Stiefelschäfte gesteckt. Die Stiefel sind ebenfalls mit Eisen beschlagen. Auch Stickereien und verschiedenen Nahtbesatz gibt es bei dieser Tracht; nur die Quästchen und Büschel der Krakauer Tracht fehlen. Dieser Typus findet sich in den allermannigfaltigsten Spielarten auf einem großen Ländergebiete, von der Raba nach Osten über Tarnów bis in die Gegend von Sedziszów an der Linie der Karl Ludwigbahn, längs der Weichsel bis zur Umgebung von Baranów im Tarnobrzeger Kreise und im Osten von der Weichsel bis tief in den Bezirk von Sokolów.

Den zweiten mazurischen Typus stellen die Trachten der Landleute aus dem Kreise von Tarnobrzeg dar, von der Gegend von Baranów knapp am Weichselufer angefangen bis nach Sandomir. Die Sufmane ist selbstverständlich tiefbraun, da sie mazurisch ist, aber kürzer als im vorgenannten Typus und von verschiedenem Schnitt, genau so geformt wie die sogenannte polnische Czamara (der verschürzte Rock des polnischen Städters oder Abeligen). Der mäßig große Umlegekragen wird mit Bändchen oder Schnürchen zugehalten, rückwärts ist das Gewand in Falten gelegt. Besatz, Bändchen oder Schnürchen, alles ist von schwarzer Farbe. Fast ganz gleich ist der Schnitt des Pelzes und der Leinensufmane.

Das Hemd, welches gleichfalls mit einem Umlegekragen versehen ist, wird am Halse gewöhnlich mit einer blanken Nadel zusammengesteckt. Der Gürtel ist von mäßiger Breite, schwarz und glänzend. Auf dem Kopfe sitzt eine Mütze aus weißer Schafswolle, die man Sadlak, auch Magierka, nennt. Sie ist auch im Krakauer Gebiet nicht unbekannt, doch ist ihre Form hier schöner. Im Sommer ein Strohhut eigener Mache, im vorgenannten Typus, nur ist er zierlicher. Die Beinkleider sind wie dort aus weißer Leinwand oder aus irgend einem dunklen Stoffe verfertigt. Auch hier werden sie in die Stiefelschäfte gesteckt. Die Stiefel haben Eisenbeschläge, sind aber schöner, als die des Krakauer Bezirkes.

Nicht ganz eine halbe Meile gegen Osten von diesen Weichselanwohnern, gegen den San zu, beginnt das Gelände der Lasowiaken, so genannt nach den ehemals ungeheuren Wäldern der Sandomir'schen Wildniß, von welcher noch heute beträchtliche Flächen übrig sind. Der Lasowiake stellt hinsichtlich seiner Tracht sowie auch in vielen anderen Beziehungen einen sehr ausgeprägten mazurischen Typus dar. Wie den Goralen und den Krakowiaken, so kann man auch den Lasowiaken sofort an seiner Tracht erkennen. Erstens trägt heute auf dem ganzen Erdenrund Niemand eine der seinigen ähnliche Mütze. Sie heißt Magierka, was heißen soll Wegierka (von Wengier = Ungar), denn noch im XVI. Jahrhundert nannte man einen Ungarn auf polnisch einen Magier (vermutlich von Magyar). Auch Bátorówka wird eine solche Mütze genannt, woraus zu schließen ist, daß diese Mütze zuerst mit Stefan Bathory, dem Könige von Polen (1576 bis 1586), bekanntlich Fürsten von Siebenbürgen, herübergekommen war. Es ist dies eine Mütze aus grobem dunkelbraunen Tuche, wie es immer dem Mazuren zur Sukmane dient. Sie ist ziemlich hoch und flach, nach oben zu auf einer Seite breiter werdend, oben mit einem rothen Schnürchen benäht. An der breiter werdenden Seite befindet sich, von unten bis hinauf laufend, das „Blümchen“, auch „Kufuruz“ genannt, ein vier Finger breiter Aufpuß, welcher aus den aufgekrempelten Fäden einer rothen Schnur hergestellt und hie und da mit einigen Steppstichen an die Mütze befestigt ist. In manchen Gegenden ist diese Magierka rund und hat anstatt dieses „Kufuruz-Aufpußes“ einige blaue Blümchen, welche hie und da an die oben herumlaufende Schnur angeheftet sind. Der selbst verfertigte Strohhut unterscheidet sich wenig von jenem der beiden anderen Typen. Die Sukmane ist aus grobem dunkelbraunen Tuche, ihr Schnitt ein solcher, wie er etwa schon zu Zeiten Miecislaus I. oder Boleslaus des Tapferen üblich sein mochte. Der Kragen ist stehend, ganz schmal, oben und unten mit einem blauen Schnürchen besetzt; außer dem Besatz mit blauem Schnürchen vorne und rückwärts, sowie blauen Ärmel-Auffschlägen hat dieses Gewand keinerlei andere Zier. Seitentaschen fehlen; nach unten zu, durch von den Hüften ausgehende sogenannte Zwickel sich erweiternd, reicht es kaum bis an die Knie. Der Pelz sowie die Leinensukmane sind von demselben

vorsintfluthlichen Schnitt und gleichfalls ohne alle Verzierung; der Pelz ist mit weißem gegerbten Leder besetzt, der Kragen nur bei der Leinensufmane mit blauem Tuch überzogen. Der Gürtel ist weiß, bei Kindern roth gegerbt, ohne allen Zierat. Das Hemd, mit einem schmalen Stehkragen versehen, wird am Halse mittelst eines Schnürchens oder farbigen Bandes, manchmal auch einer blanken Nadel, zusammengehalten. Das Beinkleid wird unten zusammengebunden und ist entweder weiß und aus Hanf oder Linnenstoff gefertigt so wie das Hemd, oder es ist bei sonst gleicher Tracht, aus blauem Tuche und um die Taschen herum mit rothem Tuche benäht. Als Fußbekleidung trugen sie ehemals gleich den Goralen Chodaki aus Leder, zur Sommerszeit aus Lindenbast, die man Kurpie nennt. Heutzutage sind Röhrenstiefel üblich geworden, die wohl nicht so prächtig wie die an den Ufern der Weichsel oder im Krakauer Gebiet gefertigten, aber auch mit Stiefeleisen beschlagen sind.

Die Tracht der Lasowiaken hat natürlich viele Variationen. Die Grębowiaken z. B. benützten an Feiertagen zu meiner Zeit anstatt der Ledergürtel solche, die aus rother Schafswolle gewebt und so geschlungen wurden, wie wir es in den Trachten des polnischen Adels sehen. Sie gefallen sich auch in den rothen Hörnerkappen der Krakauer. Den San entlang kommt diese Tracht der Lasowiaken bis in die Nähe von Rzeszów vor, wo der vierte Typus der mazurischen Trachten beginnt, den wir den Rzeszów-Typus nennen können. Man trifft ihn in zahlreichen Variationen auf jenem beträchtlichen Gebiete Westgaliziens an, welches von Rzeszów aus gegen Nord, Ost und West sich ausbreitend, bis in das Bergland sich erstreckt. Es ist dies eine farbenreiche und schöne Tracht. Der Hut aus Filz ist schwarz, mit breitem Rande, mit abgerundetem oder flachem Kopfe; ihn umgibt ein schwarzes, zwei bis drei Centimeter breites Sammtband und schmückt ein Strauß künstlicher Blumen und eine Pfauenfeder. Im Sommer ist ein eben solcher weißer Filz- oder Strohhut üblich. Die Sufmane, auch das „schwarze Kleid“ genannt, ist aus grobem, dunkelbraunem Tuche, wie die mazurische gewöhnlich ist. Der Kragen ist hoch, stehend, um ihn ein rother und blaßgelber ausgezackter Streifen in dreifachen Wellenlinien genäht. Derselbe Besatz läuft unterhalb des Kragens um den Halsauschnitt der Sufmane, geht über die Achseln, läuft auf der Brust an jeder Randseite bis zum Gürtel hinab und ist außerdem mit drei Reihen kleiner, aus rother und gelber Wolle geformter Knöpfe geschmückt. Die Sufmane wird mittelst sogenannter „Hasteln“ geschlossen. Die Leinensufmane sowie der Pelz sind von ähnlichem Schnitt, ein Unterschied besteht nur im Aufpuß. Unter der Sufmane ist die Tuchweste, deren Schnitt nahezu, deren Farbe vollkommen der des österreichischen Uhlanen-Waffenrockes gleicht. Auch ihre Länge ist fast dieselbe, wie die der Uhlanenröcke. Sie wird mit und ohne Ärmel getragen, immer aber ohne Kragen, ist vom Halse an bis zum Gürtel mit Hasthaken geschlossen und vorne,

wie die der Uhlanen, mit drei Reihen glänzender Metallknöpfchen geschmückt, welche querüber durch rothe Schnürchen miteinander verbunden werden, die an jedem Knopfe der Außenseite mit Quästchen abschließen. An den Seiten befinden sich mit Klappen versehene Täschchen. Diese Klappen sind mit einem rothen Streifen und Knöpfchen besetzt. Mit einem gleichen Streifen sind die Schöße versehen. Das Futter ist aus rothem Tuche. Diese Weste erinnert lebhaft an den Krakauer Kaftan. Sie reicht manchmal nur bis zum Gürtel, mit demselben Schmuck von Knöpfchen, Schnürchen und Quästchen. Der Gürtel ist schmal, mit kleinen Knöpfchen beslagen, mit Rädchen versehen und wird mit Recht Krakauer Gürtel genannt, da er in der That ein solcher ist. Die Beinkleider sind aus demselben Tuche wie die Weste, um die Taschen herum ornamentmäßig mit rothem Tuche ausgenäht und werden, wie überall bei den polnischen Bauern, in die Stiefelschäfte gesteckt. Die Stiefel sind hier nicht weniger schön als die Krakauer und auch mit Eisenbeschlagen versehen. Nach der Krakauer Volkstracht ist diese wohl die schönste. Demselben mazurischen Terrain gehört auch die Tracht der Głuchoniemy an. Sie ist mit der Zeit polnisch geworden, und was sich noch von altersher erhalten hat, scheint nach Szujski's Annahme an die Trachten der Siebenbürger Sachsen zu erinnern. Die Trachten der Beskidy- und Pioniny-Bewohner sind eine Abart Goralen-Trachten.

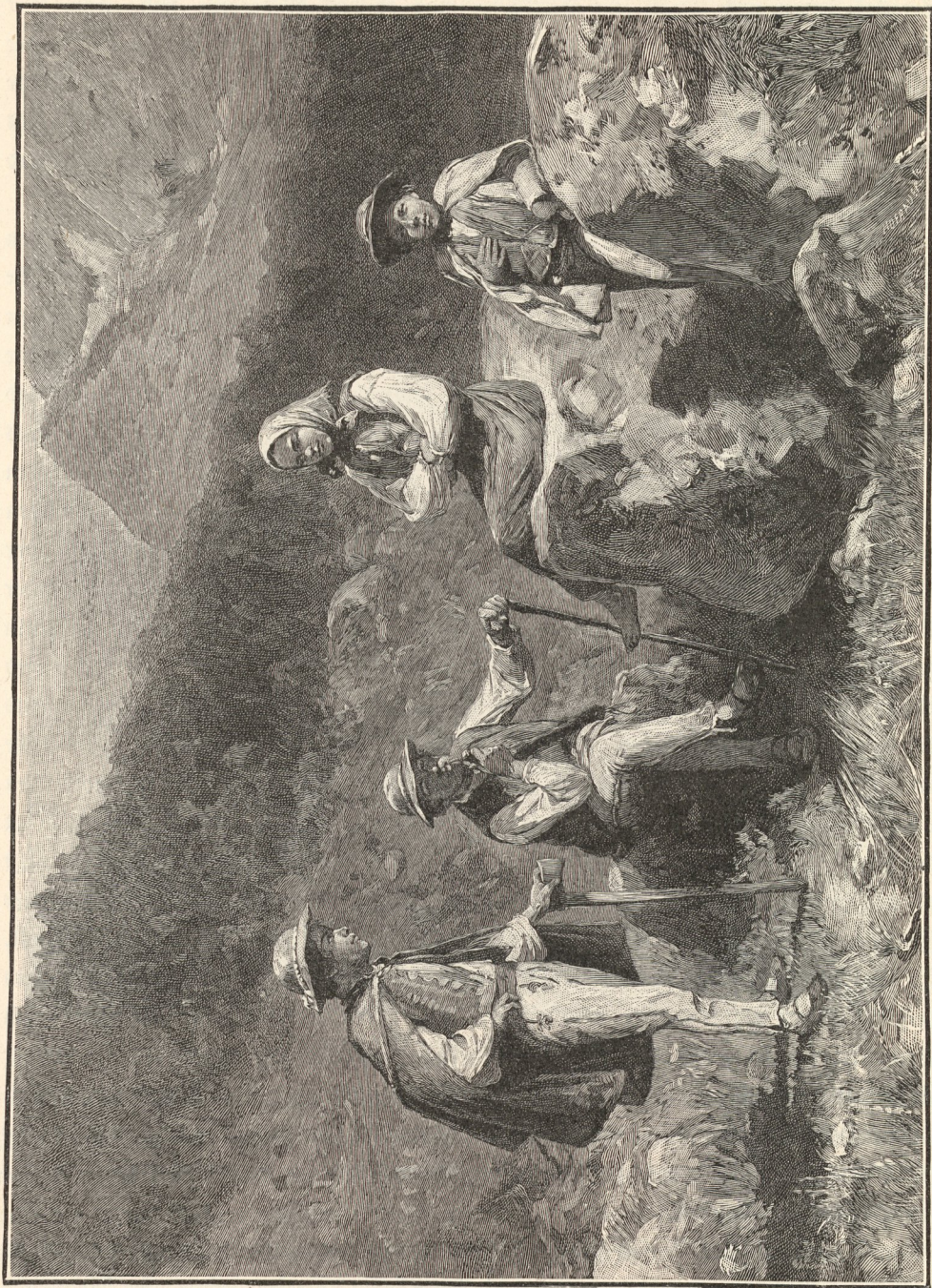
Die Trachten der Frauen zeigen eine nicht minder große Mannigfaltigkeit als die der Männer, gleichwohl sind sie mit dieser stets in engem Zusammenhange; denn der Schnitt des Überkleides der Frauen unterscheidet sich sehr wenig von dem des männlichen Übergewandes. Das Überkleid der Frauen bilden allgemein: die Gornica oder Plotnianska, der Zupan und der Pelz. Die Gornica ist sowie beim Manne aus weißem Hanf- oder Leinenstoff und wird zur Sommerszeit sowohl an Feiertagen wie an Wochentagen getragen. Der Zupan vertritt die Stelle der Sukmane, ist von Tuch in verschiedenen Farben, je nach der Gegend, gefertigt, gewöhnlich aber granatfarben oder blau in verschiedenen Schattirungen. Die Pelze der Männer werden aus weißen Schaffellen gemacht, die weiß, feltener gelb gegerbt sind. Die Pelze der Frauen sind gleichfalls Schafpelze, aber gewöhnlich von zarteren Thieren, schwarz und mit Tuch überzogen, das von der Farbe des Zupan ist. Natürlich fehlt es nicht an Ausrüst auf diesem Übergewande. Die Stelle der Westen nehmen Leibchen, Zäckchen, Nieder zc. ein. Alles dies in den mannigfachsten Farben und Verzierungen. Die Hemden, immer mit Ärmeln, sind mehr als die der Männer geschmückt und von etwas abweichendem Schnitte. Sie sind reich ausgenäht, namentlich auf den Achseln und den Säumen. Die Krägen sind bald umgelegt, bald stehend, je nach der Gegend. Am Halse tragen sie eine beträchtliche Menge von Perlenchnüren, besonders lieben sie Korallen und Bernsteinkugeln. Röcke, Schürzen und Schürzchen sind entweder aus weißer selbstgesponnener Leinwand, oder aus Perkal, Barchent, Flanell, Mouffeline oder Battist

in den allermannigfaltigsten Farben. Sie tragen Stiefel, die wohl zarter als die der Männer gemacht, aber auch mit Eisen versehen sind, oder Gamaschen; dort, wo die Männer Chodaki tragen, wie beispielsweise die Goralen, tragen sie auch die Frauen. Als Kopfbedeckung dienen Tücher der verschiedensten Farben und Stoffe. Die Mädchen flechten ihr Haar zumeist in einen Zopf zusammen, die Frauen schneiden sich in manchen Gegenden das Haar so ab, daß sie es unter der Haube unterbringen können; dieser Hauben gibt es eine große Menge, von den allerprimitivsten bis zu den reich geschmückten und schönen. Das Überkleid deckt gewöhnlich noch ein großes Tuch von weißer oder anderer Farbe. Die Mädchen haben viel Gefallen an den verschiedenartigsten Bändern, Kokarden und Flitterwerk. Zur Trauung gehen sie, einen Kranz auf dem Kopfe, mit aufgelöstem Haar, das von verschiedenfarbigen Bändern reich durchschlungen ist, in der schönsten Tracht, welche in der Gegend üblich ist. Die weibliche Feiertagstracht fällt im Allgemeinen durch ihre Einfachheit und ihren Farbenreichthum angenehm auf; die schönste darunter ist unzweifelhaft die Krakauer Tracht.

Es ist die höchste Zeit, daß man sich mit einer detaillirten Erforschung, Beschreibung und Illustrirung der Volkstrachten Galiziens beschäftige, da sie immer mehr von der alles nivellirenden Weltmode verdrängt werden. Es gibt Gegenden, wo sich das Volk heute schon seiner Nationaltracht nur bei außergewöhnlichen Festanlässen bedient, ähnlich wie der polnische Adel. Vor nicht langer Zeit noch stellten auch die kleinstädtischen Trachten Galiziens ein sehr interessantes Object für ethnographische Studien dar. Niemand hat sich damit beschäftigt und heute ist kaum eine Erinnerung an alles dies zurückgeblieben.

Ortsanlagen, Wohnungen und Beschäftigungen. Die Namen der polnischen Dörfer stammen bald vom Hof oder dem Schlosse ihres Besitzers, bald zeigen sie an, wessen Eigenthum sie gewesen, bald tragen sie den Namen eines Stammes, der sie bewohnte, bald charakterisiren sie die Örtlichkeit, die ein Dorf einnimmt, bald bezeichnen sie die Bestimmung einer Ansiedlung, oder sie drücken einfach aus, dies sei das Dorf so und so, eine Colonie von da oder dort, oder auf welche Bedingungen hin sie angelegt sei.

Das äußere Bild eines polnischen Dorfes hat im Allgemeinen etwas sehr Anmuthendes, namentlich dort, wo sich ein Herrenhof und ein Pfarrhof befinden. Aus der Ferne gesehen, erscheint eine solche Ansiedlung wie ein Hain, durch dessen Grün die weißen Mauern des Edelhöfchens und der Bauernhäuser hindurchschimmern, und über den hinaus sich der Kirchturm oder hie und da das Dach eines Gebäudes erhebt. Ringsum Felder und Wiesen, welche das Auge durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben entzücken und alles dies hebt sich, vom Fließchen oder Bächlein, von Feldwegen oder der Heerstraße durchschnitten, welche durch Kreuze und Kapellen gleichsam geheiligt sind, anmuthig vom Hintergrunde der nahen Wälder, Hügel oder Berge ab. Die Mauern



Tradition der Pöbjanen.

des Edelhofes sind in der Regel weiß getüncht. Der Krakowiake findet ganz besonders Gefallen daran und tüncht sein Häuschen, mag es das allerärmste sein, weiß. Der Mazure umrahmt, wenn er nicht sein ganzes Haus weiß tüncht, wenigstens die Fenster mit weißer Farbe oder er bringt doch um die Fenster herum einige weiße Pinselflecke an. Nur dem Lasowiaken und dem Goralen ist es leid um die äußere Ausschmückung des Hauses mit Kalktünche; dagegen bekommen hier die Hauswände aus Fichten-, Weiß- und Rothtannenholz unter der Einwirkung der Sonne allmählig eine kräftig rothe Farbe.

Vor allem andern zieht die Kirche mit dem Pfarrhofe und der daneben befindlichen Schule die Aufmerksamkeit auf sich. Die Kirche befindet sich gewöhnlich auf einer Anhöhe und ist von einem beträchtlichen, rings eingefriedeten Rasenplage, dem sogenannten „Friedhofe“, umgeben. Ungeheure Linden, hier und da Birken oder andere Laubbäume bieten reichlichen Schatten und schützen das Gotteshaus vor heftigen Stürmen und Wettern. Das alterthümliche Dorfkirchlein ist, wenn aus Holz gebaut, meist aus Lärchenholz gezimmert, und sein Dach, ebenso wie seine Wände, von oben bis unten mit Schindeln gedeckt. Auf dem First ist ein kleines Thürmchen mit einem Glöckchen angebracht, auf dem das Kreuz sichtbar ist. Ganz abge sondert steht auf dem Kirchhof der sogenannte Glockenthurm, eine Art viereckigen Thurmes, der nahezu die Höhe der Kirche hat, ebenso wie diese aus Holz gezimmert und von oben bis unten mit Schindeln gedeckt ist. Das Innere der Kirche ist einfach, aber nett, voll vergoldeter Altäre und Bilder, die nicht immer von Meisterhand herrühren, vielmehr gewöhnlich wie alles aus den oft ungeübten Händen einheimischer Kleinstadt-Künstler hervorgegangen sind, welche auch den Gesichtern und Trachten der Heiligen nicht selten einen ganz localen polnischen Charakter verleihen. Die Schule, wenn sie nicht eine gewöhnliche Bauernhütte ist, trägt den schablonenhaften allgemein bekannten Styl zur Schau, ebenso der Herrenhof, nicht aber ohne irgend welches specifisch polnisches Gepräge, besonders wenn er aus älterer Zeit stammt und einem einheimischen Architekten seine ursprüngliche Anlage verdankt. In letzterem Falle kann man unschwer zahlreiche Analogien zwischen seiner Structur und derjenigen der Bauernhäuser herausfinden, aus deren Structur jene der Höfe durch Vervollkommnung entstanden ist. Zum Edelhofe, welcher sich gewöhnlich in einiger Entfernung vom Dorfe befindet, führt eine Straße, die zu beiden Seiten von großen Linden beschattet oder von hohen Pappeln gesäumt ist; der Hof selbst aber verliert sich, gleich dem Dorfe, in dem Grün seiner Gartenbäume und der Linden oder Pappeln, die ihn unmittelbar umgeben.

Die Gestalt des Dorfes hängt vollkommen von dem Terrain ab, auf welchem es erstanden ist. In den Bergländern liegen die bäuerlichen Anwesen zerstreut, im Flachlande eng aneinander gebaut; hier aber, so wie dort, ist die Breite der Ortsanlage sehr gering



Goral und Goralin aus Szlachowa bei Szczaownica.

im Verhältniß zu ihrer Länge. Eine Art von Ringplatz hat sich hier und dort nur durch Zufall gebildet, etwa infolge einer Eigenthümlichkeit des Bodens, oder des Zusammenwirkens anderer Umstände, welche dazu nöthigten, diesen Platz frei zu lassen. In der Regel geht das ganze Dorf entlang eine Straße, welche durch die zu beiden Seiten befindlichen eingefriedeten häuerlichen Anwesen gebildet wird. In den größeren Dörfern laufen parallel mit der Hauptstraße eine oder zwei Nebengassen, welche wieder durch kleine Quergäßchen miteinander verbunden sind. Die Gassen tragen keine Benennungen und werden einfach

Wege genannt; hier und dort wird noch der sehr alterthümliche Ausdruck *Gac* gebraucht. Eine Reihe von Häusern oder Einfriedungen längs des Weges wird *Polac* genannt; es ist also rechts am Wege entlang eine, links die zweite *Polac*.

Ein Anwesen ist von dem andern durch eine Umzäunung getrennt und heißt ein *Umgang* (*Obyście*) oder aus dem Deutschen „*Platz*“. Je nach dem Besitzstande des Eigenthümers ist diese Umzäunung bald ein Bretter-, bald ein Staketenzaun, bald ein geflochtener, bald ein Stangenzaun. An der Frontseite, wo sich das Thor oder der Thorweg befindet, ist dieser Zaun besser gehalten als weiter davon. Zum Schutze der Gebäude, namentlich gegen Feuer, wenn ein solches in der Nachbarschaft ausbrechen sollte, fehlt es nicht an Bäumen auf der einen oder der andern Seite des Umganges. Die Häuser sind meist mit der Schmalseite der Straße zugekehrt, selten mit der Front oder der Rückseite. Vor dieser mit einem oder zwei Fenstern versehenen Schmalseite des Hauses befindet sich ein kleiner Blumengarten, auf der andern Seite dem Garten gegenüber befindet sich der Brunnen mit dem Brunnenschwengel oder dem Schöpfrad. Vor dem Hause ist gewöhnlich ein freier Platz, und dieser ganze Theil des „*Platzes*“ oder „*Umganges*“ wird *Hof*, *Hofraum* (*Podwórze*) genannt. Darauf folgt die *Obora*, wo die *Stajnia* (Pferdestall), der *Chléw* (Viehstall) und *Chléwek* (Schweinstall) sich befindet, der Schuppen zur Unterbringung der Wagen und landwirthschaftlichen Geräthe, das sogenannte *Natonie* (Holzplatz), eine Art Schuppen oder freier Raum, wo der Klotz zum Spalten des Brennholzes, das Holzlager für Bau- oder andere Zwecke sich befindet. Hinter der *Obora* ist das *Gumno* (Scheunenplatz) mit der *Komora*, dem Speicher, wo die Vorräthe an Getreide, Samen, Rauchfleisch, sowie die Truhen mit dem Feiertagsstaat, den Kostbarkeiten und dem Gelde sich befinden. Weiterhin ist der Schuppen für Heu und Stroh oder Heuschuber, und in bedeutender Entfernung von allen diesen Gebäuden steht die *Stodola*, die Tenne, mit der Frontseite der Straße zugekehrt und fast die ganze Breite des „*Platzes*“ einnehmend, diesen gleichsam nach hinten zu abschließend. Einen gewissen Theil des „*Umganges*“ nimmt bei einem sorglichen Hauswirth der Nutgarten ein. Es gibt Dörfer, wo hinter jedem „*Umgang*“ sich in langen Streifen die Felder des Eigenthümers hinziehen, gewöhnlich aber pflügt der Landbesitz in kleinere oder größere Stücke innerhalb des Gemeindebezirktes auseinandergeworfen zu sein.

Das Wohnhaus heißt gewöhnlich *Dom* (Haus), jedoch auch *Chalupa* und *Chata* (Hütte). Es ist immer nur ebenerdig. Es wird wie alle anderen Bauten aus Holz, das gewöhnlich gezimmert ist, oder auch aus Rundhölzern aufgestellt (Ziegel finden erst in der neuesten Zeit hie und da Verwendung), die Fugen werden mit Moos verstopft, oft mit Lehm verklebt, welcher an vielen Orten mit Kalk überstrichen wird, was zur Folge hat, daß man längs der Wände so viele weiße Streifen sieht, als dieselben Balken zählen.

Wie wir schon oben erwähnten, findet man viel Gefallen an einer Übertünchung der Außenseite des ganzen Hauses; in diesem Falle sieht es wie ein gemauertes aus; besonders die Krakowiaken, aber auch die Mazuren und die Goralen, lieben dieses Anweißen, welches erst bei den Lasowiaken und den auf die höchsten Gebiete hinaufgerückten Goralen, z. B. den Podhalanen, vollständig verschwindet. Eine Untermauerung findet selten statt. Das erste Holz, welches Przycieś (Unterzug) oder Legar (Lagerbaum) heißt, stützt sich hauptsächlich auf Eichenflöße oder Steine und liegt gewöhnlich direct auf der Erde, das letzte Holz, welches den Blockbau abschließt, wird Platwia (Dachbalken) genannt; an diesen werden die Dachsparren sowie die Querbalken gestützt, welche von einer Wand zur andern gehen und auf welche hinwieder die Zimmerdecke aus Holzschwarten befestigt wird. An die Sparren nagelt man die Dachlatten an und der Dachstuhl ist fertig. Die Dachbedeckung ist bei den Bewohnern der Ebenen aus Stroh, welches in Garben gehörig zubereitet und entweder ganz eben oder stufenförmig an die Latten befestigt wird. Diese Thätigkeit nennt man das „Benähen“ (Poszycie), die so hergestellte Bedachung Strzecha (Strohdach). Manchmal ist der Okap (Traufe) allein aus Schindeln hergestellt. Die Goralen decken ihre Häuser mit Schindeln oder dünn gespaltene, nicht gesägten Brettern. Es kommt auch vor, daß der obere Theil des Daches aus Schindeln, der untere aus Spaltbrettern hergestellt ist. Auf beiden Hauptseiten des Daches werden manchmal Öffnungen angebracht, welche gegen Niederschläge von oben aus gedeckt sind und Dymniki (Rauchlöcher) heißen. Der Dachgiebel wird Kalenica genannt, der unterste Theil jedoch, welcher unmittelbar über den Wänden hervorsteht, heißt Okap (Traufe). Damit von unten her keine Kälte in die Stube eindringe, befindet sich um die Wände rings herum ein Erdaufwurf (Przyzba genannt), welcher bis zur Höhe des Unterlegers (ersten Balken) und noch höher hinauf reicht und von außen durch ein kleines Bretterzäunchen, oder wie im Gebirge durch Steine, festgehalten wird. Bei den Lasowiaken jedoch heißt er ganz poetisch Miesiączka (Mondscheinchen), ein Vergleich mit dem Schein, welcher die Köpfe der Heiligen in Gestalt eines Kreises umgibt und in altpolnischer Sprache Miesiączek genannt wurde.

Die innere Eintheilung des Hauses zeigt keine große Mannigfaltigkeit; in dieser Hinsicht kann man nur zwei Haupttypen unterscheiden. Bei dem einen ist die Eingangsthüre in der Mitte, durch diese tritt man in den Flur, welcher das Haus in zwei gleiche Hälften theilt. Auf der einen wie auf der andern Seite befinden sich Wohnstuben. Den zweiten Typus zeigt das Haus, welches nur eine einzige Wohnstube, selten mit Erkerstübchen, besitzt, welche den größten Theil, und einen Hausflur, welcher den kleineren Theil des Gesamttraumes einnimmt. In diesem Falle führt die Eingangsthüre

gleichfalls in den Flur (von dort in die Wohnstube), sie ist aber nicht in der Mitte der Frontwand angebracht. Der erste Typus gilt im Gebirgs-, der zweite für das Flachland als Regel.

In der Wohnung des Goralen befindet sich auf der einen Seite des Flurs die schwarze Stube, auf der anderen die weiße und daneben die Kammer, wo man Gewänder, Lebensmittel und gewisse kleinere Wirthschaftsgeräthe aufbewahrt. In der schwarzen Stube wird gekocht und werden die häuslichen Arbeiten verrichtet. Hier haben Zutritt das Kalb, das Ferkel und unbedingt die jungen Lämmer, um Schutz vor der Winterkälte zu finden. In der weißen Stube sind die Schlafstätten und hier wird auch das Webgeräthe aufgestellt. Die Wände sind glatt gehobelt und ganz mit Heiligenbildern behängt, wie dies überall beim polnischen Landmann der Fall ist. In einer gewissen Höhe läuft rings um die Wände ein kleines mit kunstreich geschnitztem Rande versehenes Regal, auf welches man verschiedenfarbig glasierte Schüsseln, Teller, Töpfchen und kleine Krüge stellt, welche oft von sehr origineller Form sind. Fehlt das Regal, so hat man statt dessen demselben Zwecke dienende Schränkchen mit Glascheiben, welche auf Schubladenschränkchen oder anderen Schränkchen im Genre der städtischen Credenzkasten ruhen. Die Wanduhr gehört hier nicht so sehr zu den Seltenheiten wie auf dem Flachlande. An der Fensterwand ist die Bank zum Sitzen befestigt und davor, zwischen den Fenstern, steht der ungemein glatte Ahornisch. Außer der Bank findet man auch einige tragbare Bänkechen oder sesselförmige Schemel. Das Bett, das manchmal schön, immer aber geräumig ist und der gewöhnlich blütenweiße Ofen nehmen den übrigen Raum ein. Über dem Bette hängen, ebenso wie bei den Bewohnern der Ebene, auf einer passend an die Decke befestigten Stange die Pelze, Tuchröcke und andere Gewandstücke. Die Festtagsgewänder, namentlich die der Frauen, werden gewöhnlich in Truhen gelegt, die von einheimischer Arbeit und originell bemalt sind und in der Kammer ihren Platz haben. Die Stuben sind hoch, hell und fast immer mit Dielenböden versehen, was im Flachlande zu den Seltenheiten gehört. Die Häuser der Goralen haben gewöhnlich keine Rauchfänge; der Rauch tritt aus der Deckenöffnung auf den Dachboden und von da durch die Rauchlöcher, wenn solche vorhanden sind, oder durch die Ritzen des Daches in's Freie.

Wie wir schon oben sagten, besteht das Wohnhaus der Ebene aus zwei Theilen: der Stube und dem Hausflur. Die innere Eintheilung der Stube entspricht der Goralischen schwarzen Stube. Bei dieser Stube befindet sich manchmal eine zweite kleinere, die man Alkierz (Erkerstube) nennt. Wenn der Flur das Haus in zwei Hälften theilt, so spielt die eine Stube die Rolle der weißen Goralischen Stube, die zweite die der schwarzen. Nur die Einrichtung ist verschieden, wie auch sonst das Haus selbst und seine Einwohner ein ganz anderes ethnographisches Bild zeigen.

Vor dreißig Jahren hatten auch in der Ebene die Häuser, wie heute bei den Goralen, keine Rauchfänge, die beim Dach hinausragen. Der Gorale sieht keine so dringende Nothwendigkeit ein, irgend etwas an dieser seiner Einrichtung zu ändern, da der Rauch ihn nicht so belästigt, wie den Bewohner der Ebene. Dagegen konnte der Rauch der Häuser im Flachlande aus dem Ofen nicht durch Öffnungen in der Decke auf den Dachboden entweichen, da dieses, aus Stroh hergestellt, sich leicht hätte entzünden können; der einzige Abzugsweg des Rauches war also die Thüre; allein infolge dessen ward die ganze Stube mit Rauch angefüllt und mußte geöffnet bleiben, solange es brannte und bis der Rauch entwichen war. Zur Winterszeit war dies also eine sehr unbequeme, stets aber eine unangenehme Sache.

Die ländliche Bevölkerung theilt sich in Hauswirth oder Landwirth (Gospodarz), in den Bergen Gazda genannt, Häusler (chalupniki), Einleger (komorniki) und Tagelöhner (wyrobniki). Die Hauswirth und Gazdas sind Besitzer von Grund und Boden unter 100 Morgen. Die meisten aber sind solche, welche von 5 bis 10 Morgen besitzen. Der Häusler besitzt ein Haus und etwas Grund; die gleiche Bedeutung haben der Einleger und der Tagelöhner, obwohl ihre Benennung besagt, daß der Einleger bei anderen auf der Stube wohnt und der Tagelöhner von seiner Hände Arbeit lebt. Leute, welche ganz ohne Grund und Haus sind, ergreifen ein Handwerk, gehen in die Edelhöfe in Dienst oder ziehen als Arbeiter in Städte und Fabriken. Solcher, die bei anderen Insassen sind und einen Erwerb haben, gibt es im Dorfe sehr wenige. Ländliche Tagelöhner sind jene Eigenthümer, welche nur ein Haus und sehr wenig Grund besitzen. Diese treiben außer der Hauswirthschaft entweder ein Handwerk, wie die Schusterei, Schneiderei, Weberei, das Radmacher-, das Zimmermanns-, das Schmiedehandwerk, oder sie verbinden sich sammt ihrer Familie zur Feldarbeit, sowohl beim Herrenhofe als auch bei den wohlhabenderen Hauswirthten. Solange es noch keine Eisenbahnen gab, bildete bei der Bevölkerung der Weichselufer das Flößergewerbe eine eigene Einnahmsquelle. Es wurden nämlich verschiedene Landesproducte, unter anderen Getreide und Hölzer auf den sogenannten Tratwy (Holztraften) und Galary (Galeeren) nach Danzig gefloßt. Obwohl das Flößergewerbe heute gesunken ist, so wird es doch noch ausgeübt und hat für die, welche es betreiben, im Verhältniß zum einförmigen Leben des Landmannes einen eigenthümlichen Reiz. Es gibt auch auf dem Floße schwere Arbeit genug, allein wie viel angenehmer wird sie durch ihre Verschiedenheit von dem alltäglichen Leben und Treiben, dann durch den Anblick so vieler neuer Gegenden, Dörfer und Städte. Außerdem fehlt es, wenn man ans Ufer stößt, auch nicht an anderen Vergnügungen. Einer und der andere von den Flößern versteht es, auf der Geige oder einem andern Instrumente zu spielen, da klingt es dann wider von Musik und Gesang. Auch kann man sich im nächsten Dorf oder Städtchen

lustig unterhalten. Der Verdienst der Flößer ist indessen nicht gleich. Anders wird der gemeine Bootsknecht (Oryl) entlohnt, anders der Lootse (Retman), jener erfahrene Bootsman, welcher, selbst auf einem Kahn fahrend, in einer bedeutenden Entfernung eine ganze Reihe von Tratwen oder Galeeren führt und ihnen den gefahrlosen Weg zeigt. Von seiner Reise bringt der Flößer außer den Kubeln gewöhnlich Stiefel von weithinberühmter Vortrefflichkeit aus dem Königreich Polen und einer Verwandten oder seiner Liebsten Bernsteingeschmeide aus Danzig. Auch zu erzählen gibt es genug.

Die Landwirthe oder Hauswirthe beschäftigen sich mit dem Bebauen der Felder und der Sorge um das Inventar. Zu diesem gehören: Hornvieh, Pferde, Schafe und Federvieh. Das Hornvieh, ein durchaus einheimischer Typus, ist in der Ebene Gegenstand ganz besonderer Sorgfalt, dann auch das Borstenvieh, als eine wichtige Unterlage der Wirthschaft und des Unterhaltes; aber eine ganz besondere Vorliebe hegt jeder Pole für das Pferd, dessen einheimische Race der Landmann durch Pflege zu vervollkommen trachtet. Mit Pferden bearbeitet er sein Feld, springt er auch bei anderen in Arbeit ein, auch fährt er gern auf den Jahrmärkt oder an Feiertagen in die ferner gelegene Kirche, wenn keine im Ort ist. In solchem Falle gibt es auch keine Hochzeit und keine Kindstaufe ohne Pferde und da liebt es der polnische Bauer, sei es mit dem Wagen, sei's auf dem Schlitten fahrend, zu zeigen, was für schnelle Pferde er hat und wie er zu fahren versteht.

Die Goralen im Tatragebirge beschäftigen sich mit besonderer Vorliebe mit der Schafzucht. Ihre Schafe weiden mit dem Hornvieh während der kurzen Sommerszeit auf den hochgelegenen Weideplätzen des Berglandes, welche sie Halen nennen. Im Herbst aber, namentlich vom halben August angefangen, weiden sie auf den tiefer gelegenen abgemähten Wiesen. Die Schäferei auf den Halen hat ihren ganz eigenartigen Charakter und Reiz. Sogar Dörfer, welche drei und vier Meilen entfernt sind, haben ihre Halas im Tatragebirge. Wenn nun die Zeit des Austriebs des Viehs, das heißt der Kühe und Schafe, herannaht, wählen sie einen Gazda (Hauswirth), welcher das allgemeine Vertrauen besitzt und ihm übergeben sie die Herde. Ein solcher Oberschäfer wird Bács genannt, was wohl aus dem ungarischen Worte Bács, Schafhirte, stammt. Der Bács trifft mit den Besitzern der Polanen, das heißt der in den Bergeshöhen gelegenen offenen Weideplätze, sein Übereinkommen und wählt sich Gehilfen, sogenannte Zuhás aus. (Zuhás ist ungarisch und heißt Schäferknecht.)

An dem bestimmten Tage, wie ein Augenzeuge erzählt, treiben alle Gazdas ihre Herden auf einen Platz, zählen mit dem Bács die Stücke und übergeben sie seiner Verantwortung. Der Bács besprengt die ganze Herde (Kierdel, vom deutschen Herde) mit Weihwasser, macht mit seiner Ciupaga (artförmiger Stock) ein Kreuz auf den Weg und es beginnt der Aufstieg unter dem Brüllen des Hornviehs, dem Blöken der Schafe,

dem Klingeln der Schellen, dem Bellen der Hunde und dem Musciren der Zuhás auf ihren Hirtenpfeifen, Sackpfeifen oder Geigen. So wandern sie über steinige Pfade, durch dunkle Wälder, über Bergesgipfel und Klüfte, waten durch Berggewässer, immer höher hinauf zu den Koliben (Feldhütten) der Hala. Es rückt die weiße Herde der Lämmer mit den schwarzen Flecken darin, den Widern, hinan, es folgt das Hornvieh mit den ungeheuren Messingschellen läutend, Pferde tragen auf ihrem Rücken verschiedene Haus- und Melkgeräthe. Und hinter dem allen schreitet der Bác mit seinem langen,



Trachten der Powislanie.

gekräuselten Haar, den, wie ein Nieder breiten, von eingeschlagenen Knöpfen und Messingschnallen glänzenden Gürtel fest um den Leib geschnürt, neben ihm ein weißer, zottiger Schäferhund; dann die Zuhás mit ihren schwarzen fettgetränkten Hemden, den Hüten, die von Fett und Schmutz wie Wachstuch glänzen, in ihren, vom Unwetter und dem Rauch der Feldfeuer fuchsig gewordenen Cuhás (eine Art Tuchkittel) mit den gelb gewordenen weißen anschließenden Hosen und den ungeheuren Wollschnappfäcken mit den langen Fransen. Die Zuháski (Schäfermägde) in orangegelben Tüchern, im knapp anschließenden Serdak (eine kurze, sehr kleidsame Tuch- oder Pelzweste ohne Ärmel) in

ihren granatfarbenen Röcken und gleich dem Bác und den Zuhás in Kierpzen (selbstgenähten Fellschuhen). Ein seltener Anblick!

Innerhalb dieses eingefriedeten Sommerlagers steht die Koliba, das heißt eine niedere aus Blöcken zusammengeschlagene Feldhütte ohne Fenster, Fußboden und Decke, mit Brettern bedeckt, auf welchen große Steine liegen, um zu verhindern, daß der Wind sie zerstöre. Diese Koliba ist in zwei Hälften getheilt. In der größeren Abtheilung flammt nahe an der durch eine große Steinplatte geschützten Wand ein nie erlöschendes Feuer. Über diesem hängt ein Kessel zur Bereitung der Molken; neben dem Feuer schlafen auf dem nackten Boden die Zuhás, denn die vorhandenen Bänke reichen kaum für Zwei. Im kleineren Raume werden die Milch- und Buttergefäße aufbewahrt; hier werden auch auf Gestellen die Käse getrocknet. Die Schafe und Röhhe weiden den ganzen Tag über auf der offenen Wiese oder Hala, von den Zuhás und den großen, weißen Hunden gehütet. Der Bác hütet nichts. Zur Nachtzeit, selbst bei dem ärgsten Unwetter bleiben die Schafe unter freiem Himmel, in eingefriedeten Räumen, die kozzary (Hürden) genannt werden (vom ungarischen kos = Schaf). Die Zuhás hüten sie mit den Hunden, weil auch manchmal Wölfe herzukommen. Die Röhhe treibt man in die Ställchen, welche gewöhnlich sehr elend und oft nur aus Geäst, niederem Rothholz, Moos und Steinen zusammengemeistert sind. Die Hürde wird während des Sommers von einem Ort zum andern verlegt und auf diese Weise vollzieht sich die Düngung der polana (Hutwiese). Zu Anfang des Sommers, da die Weide noch reichlich ist, werden die Schafe dreimal täglich, später nur Morgens und Abends gemolken. Die frischgemolkene Schafmilch wird in die Putra s, das heißt hölzerne Gefäße, geschüttet, welche vom Bác gefertigt werden. Der Ausdruck „Putra“, in ganz Polen in der Form Putnia bekannt, ist, wie es scheint, aus dem deutschen Worte „die Butte“ gebildet. In diese in der Putra befindliche Milch wird etwas Lab geschüttet (das ist Säure des in Wasser geweichten Kälbermagens), wodurch bewirkt wird, daß sich der Käsestoff der Milch von der Molke absondert. Diese Flüssigkeit heißt, nachdem sie gekocht ist, erst eigentlich Molken und diese, sowie Hafergrüße, Saueruppe und Milch bilden durch einige Wochen die Nahrung des Bác und der Zuhás. Einen Theil der Schafkäse gibt der Bác den Eigenthümern der Schafe ab und diese Anzahl wird auf folgende Weise bestimmt: Einige Zeit nach dem Auftrieb der Herden zur Hala kommen ihre Eigenthümer, jeder von ihnen mißt seine Schafe und mißt mit einem Stäbchen die Tiefe der Milch in dem dazu bestimmten Gefäße. Darauf wird die Milch ausgegossen und ebenso viel Wasser in das Gefäß gethan und abgewogen. Das Gewicht dieses Wassers gilt als Einheit für das Abwägen des Käses und heißt auch „Wasser“. Der Bác gibt also so viele Pfund Käse ab, als die verabredete Menge von Wassereinheiten wiegt. Wenn der Sommer ein früher und warmer, die Weide eine reichliche ist, so gibt der Bác zehn bis elf Wassereinheiten ab,

wenn der Sommer trübe ist und die Weide spärlich, kaum acht. Was nach der Abgabe der bedungenen Menge von Käse übrig bleibt, ist Eigenthum des Bác und zum Theil auch der Żuhás. Es ist dies Schäferleben ein hartes Leben, doch ist es voll Reiz und Poesie.

Mythen, Märchen und Sagen. — Die polnische Literatur besitzt ziemlich reichhaltige Sammlungen von Volksmythen, Märchen und Sagen, aber es wird noch lange dauern, bis diese Quelle erschöpft sein wird, da das polnische Volk noch immer in jener Zauberwelt lebt, wo ewige Wahrheiten in greifbaren Gestalten einherwandeln, Gedanken in übernatürlichen Erscheinungen zu Tage treten und Wahn sich mit der Wirklichkeit verwebt. Hier sind es Wolken, die mit Hilfe des Regenbogens das Wasser der Meere, Flüsse, Seen und Teiche trinken, von irgend welchen Riesen an der Leine gezogen; der Donner, das ist der furchtbare Schuß eines Menschen, der diesen Namen trägt und den geheimnißvollen Vogel, den Nachtvogel (Latawiec) jagt, auf ihn schießt und ihn nie erlegen kann. Die Sonne ist ein wunderbares Wesen, welches sich am Dreifaltigkeitstage im Osten dreimal vor dem urewigen Gotte verneigt; der Mond ist der Sitz eines verbrecherischen Bauers, welcher am Weihnachtstage seinen Stall ausgemistet, sich aber auf die Zinken der Mistgabel gespißt hat und daran dort aufgehängt schwebt und für seine Sünde büßt, ein zweiter Prometheus; die Sterne sind Gesellschafterinnen des menschlichen Lebens und wenn ein Mensch stirbt, so fällt auch sein Stern vom Himmel. Gott im Himmel ist etwa ein allerweisester, heiligster und gütigster Hausvater, der einen prächtigen Palast bewohnt. Die Thüren dieses Palastes werden manchmal in der Nacht geöffnet und von dorthier schlägt eine Helligkeit hervor, welche das menschliche Auge zu ertragen nicht imstande ist. Als der Polenkönig Johann Sobieski sich Wien näherte, um das Christenvolk zu retten, da sah das ganze Heer eine solche Erscheinung und konnte wahrnehmen, was sich dort hinter dem geöffneten Himmelsthore zutrug. Sobald ein Türke dort ankam, bums, sofort in die Hölle mit ihm; kam aber ein christlicher Ritter, so führten ihn Engel mit Musik in den Himmel ein. Stirbt ein Mensch und verurtheilt ihn der Herr zu ewiger Verdammniß, so bleibt der Unglückliche auf der Schwelle der Hölle stehen und von ihrem Anblick entsetzt, schreit er: „Jesus, Maria und heiliger Josef!“ Der Teufel aber, welcher diese Namen nicht hören kann, stößt ihn auf die Erde zurück und der Todte kehrt zum Leben wieder. Was erzählt ein Solcher dann nicht alles vom jenseitigen Leben, von der Hölle und dem Himmel! Wälder, Felder und Wiesen, Flüsse und Quellen, Thäler und Berge, alles ist voll von geheimnißvollen Mächten oder Geistern, welche sich entweder dem Menschen geneigt zeigen oder ihm schaden, und aus diesem Verhältnisse des Menschen zur Natur entwickelt sich die Macht des Aberglaubens, der Zaubereien, der Märchen und Sagen. Hierzu muß man noch eine große Anzahl herrlicher Legenden aus dem Leben der heiligen Familie, Jesu Christi und der Apostel, der Gottesmutter und der Heiligen,

namentlich der polnischen, fügen, sowie eine nicht geringere Anzahl von Sagen, welche sich auf mythische oder historische Gestalten und Orte beziehen und man wird wenigstens annäherungsweise einen Begriff bekommen von der Phantasie dieses Volkes und ihren Schöpfungen.

Einige dieser Schätze mögen wohl aus dem grauen Alterthume herkommen, andere sind uns unzweifelhaft von fremden Völkern zugekommen, das Übrige jedoch ist heimatlich Erworbenes. All' dieses Zusammengetragene oder Hergesflogene hat jedoch polnischen Charakter und polnische Gestalt angenommen und es ist meist unmöglich, es von den Heimatsfagen zu unterscheiden. Frommer Geist, moralische Gesundheit und Humor, spinnt sich wie ein goldener Faden durch alle polnischen Mythen, Märchen und Sagen.

Wenn man die polnischen Mythen, Märchen und Sagen auf die Quellen hin erforscht, aus denen sie geflossen, so wird man sehen, daß es vor allem die Natur mit ihren Erscheinungen ist, welche dem Volke einen großen Vorrath an Motiven zu ihrer Darstellung geliefert hat. Woher dies und jenes entstanden, warum dieses und nicht ein anderes vorhanden, weshalb dieses oder jenes geschieht, während es dem Menschen doch scheint, daß es sich anders ereignen sollte, das sind die Fragen, deren Beantwortung die Phantasie in der Form von Sagen zu finden gesucht hat. Wenn man in der Ferne Störche sieht, welche auf einer Wiese einherstapfen, so scheint es, als seien es mähende, zu dieser Arbeit bis auf die Weste ausgekleidete polnische Bauern. Außerdem hält sich dieser Vogel immer in der Nähe der Bauernwirthschaften und nährt sich seltsamer Weise von Fröschen und anderem häßlichen Gethier. Was hat das zu bedeuten? Dieses: Als Gott der Herr die Welt erschuf und alle Thiere darin, da bemerkte er, daß da zuviel Gethier und Geziefer sich vermehrt habe, welches den Menschen belästigen kann. Da er nun den Menschen diese Plagen erleichtern wollte, befahl er den Fröschen, in einen ausgebreiteten Sack zu kriechen, ebenso den Eidechsen, den Vipern und allerlei anderem Gethier und Gewürm. Es kroch eine schwere Menge hinein und der Sack wurde geschlossen. Als dies geschehen war, rief Gott einen Bauer heran und sprach: „Da, nimm ihn auf den Rücken, trag' ihn zum Wasser und wirf ihn hinein. Nur binde mir den Sack ja nicht auf, merke dir's!“ Der Bauer nimmt den Sack und trägt ihn fort, dennoch aber läßt ihm die Neugierde keine Ruhe. „Was kann da wohl drinnen sein?“ denkt er bei sich. „Ich muß doch schauen.“ Er sah sich ein-, zweimal um, nein, der liebe Herrgott ist nirgends zu sehen. Er versteckt sich hinter ein Gebüsch und bindet den Sack auf. Da aber: myk, myk, fru, fru, fru! — alles war gleich fort. Der Bauer blieb ganz verduzt stehen und in diesem Augenblick hat ihn der Herrgott in einen Storch verwandelt, welcher jetzt bis an's Ende der Welt alles Gewürm und Gethier und Ungeziefer auflesen muß.

Mehr noch als der Storch ist die Lerche dem Landmann ein lieber Genosse. Sie schwingt sich ob seinem Haupte in die Lüfte und singt so herrlich, man meint gar nicht anders als sie bete. Und so geht es vom frühesten Morgen bis in den Abend hinein. Ihre Geschichte ist folgende: Als unser Urvater das Paradies verlor, da mußte er die harte Erde bebauen, um sich und die Seinen von ihren Früchten zu ernähren. Ihm war traurig zu Muth. Als er nun einmal so da stand, träumend und über seine Sünde und



Trachten der Lajowiaten.

das Unheil nachdenkend, das daraus entstanden war, da näherte sich ihm der Schöpfer und sprach: „Adam! wie geht es dir denn?“ „Schlecht, Herr!“ antwortete der Kummervolle „schwer ist's mir, die Strafe zu tragen und traurig auch, weil ich gar niemand mehr über mir habe.“ Da erbarmte sich Gott seiner, las ein Klümpchen Erde auf und warf es in die Höhe. Aus diesem Klümpchen wurde ein Vogel, so grau wie die Erde, fing an mit den Flügelchen zu schlagen und begann über Adams Haupte zu singen. Als aber der Herr Jesus noch auf der Erde wandelte und lehrte, da brachte die Lerche täglich der heiligen Gottesmutter Nachrichten von ihm, damit sie in Ruhe lebe.

Wenn sie einsam in ihrem Kummer weinte, da tröstete ihr Liedchen sie im Garten und athemlos flog sie vor dem Sohne einher mit der Botschaft, daß heute die Lehre vorüber sei und sie zwitscherte: „Herrin, trockne die Thränen, Dein Sohn kehrt heim!“ Und als auf Golgatha die Erde darob erbebte, daß Gott auf dem Kreuze verschiede, da flog die Lerche an die heilige Schläfe heran und zog mit dem Schnabel einen Stachel aus der Dornenkrone, damit nur um ein Tröpfchen Blut weniger aus seinen Wunden vergossen werde. „Dann hat sie ob des Heilands Haupte geweint, daß er die Dornenkrone müßte tragen, daß Stachel auch in seine Schläfen drückten dieselben Hände, die ihn ans Kreuz geschlagen, dann nahm die Gottesmutter, die Schützerin der Kleinen, die kleine Schmerzenszeugin mit in Himmel, wo sie nun Sängerin ist der Ewigreinen.“ Vor der Jungfrau Throne singt sie früh und abends den englischen Gruß und wenn auch die irdischen Glocken verstummen, so strömt noch immer ihre Seele in Liedern aus und sie verliert sich so ganz in dem entzückten Sange, als ob im Lied allein nur Leben wäre. Die Gottesmutter aber lauscht sinnend dem Liede ihrer Sängerin und träumt . . . sie träumt von den Menschen und wie ihrer Erdennoth zu steuern . . . Wer aber ihrem Vögelchen auf Erden ein Unrecht zufügt, den verurtheilt der Herr und den straft er schwer.

Auch die Sperlinge sind überall da, wo es Bauern gibt; aber das sind Schadenstifter und es werden ihrer so viele, daß sie den Landmann zugrunde richten würden, wenn sie nicht irgendwo umkämen. Am Tage der heiligen Apostel Simon und Juda, zu Ende October, zeigen sich keine Sperlinge auf den Feldern, weil an diesem Tage der Teufel diese Vögel in einen ungeheuren Scheffel einfängt und sie in die Hölle ausschüttet. Er läßt nur so viele auf der Welt zurück, als übrig bleiben, wenn er den vollen Scheffel streicht.

Sowie jeder Vogel seine eigene Geschichte hat, so verhält es sich auch mit den Bäumen.

Zur Zeit, als Christus der Herr mit dem heiligen Petrus in der Welt wanderte, lebte ein Weib des Namens Kalina. Sie war so schön wie eine Rose; aber sie kränkte sich darüber, daß sie keine Nachkommenschaft hatte und sterben sollte, ohne auch nur eine Spur ihres Namens zurückzulassen. Da erbarmte sich der Herr Jesus ihrer und schuf einen Strauch mit Beeren so herrlich wie ihr Gesicht und nannte ihn Kalina (Berberisbeere, Berberitze) für alle Zeiten.

In der Nacht vom grünen Donnerstag auf den Charfreitag bezeugen alle Bäume des Waldes durch ein dumpfes Brausen ihren Schmerz ob der schrecklichen Martern Jesu Christi; der Hagedorn allein klagt mit menschlicher Stimme und weint. Die Ursache davon ist folgende: Als Christus der Herr leiden sollte, da sandte man Soldaten in den Wald, welche die Marterwerkzeuge verfertigen sollten. Beim Anblick der Kriegersleute mit den Beilen erriethen die Bäume, um was es sich handle. Es erfaßte sie ein furchtbares Wehe, denn keiner von ihnen wollte ein Marterwerkzeug für seinen Erschaffer werden. Der ganze

Wald begann wie unter einem Sturmwind zu schaukeln und erbrauste fürchterlich. Die Soldaten blieben mittlerweise am Waldestrande stehen. Als sie anfangen Umschau zu halten, was sie denn abschneiden sollten, da hörten die Bäume gar auf zu brausen, da Angst ihnen den Athem benahm. In einiger Entfernung stand ein Eichenbaum in grauem Mantel, gleichsam der Beherrscher des Waldes. Der konnte den Schmerz nicht aushalten und rief: „Menschen, Menschen! was habt ihr doch für steinerne Herzen, daß ihr Euren Erlöser und Schöpfer kreuzigen wollt!“ „Aus dem da wird das Kreuz gemacht!“ riefen die Soldaten und begannen ihn zu fällen. „Gott, mein Gott!“ rief der Eichenbaum, „erbarme dich meiner!“ „Du mußt mit mir gehen!“ rief eine Stimme vom Himmel hinab, „dafür wirst du große Kraft und ein langes Leben erlangen.“ „Gott, mein Gott! erbarme dich meiner!“ „Du mußt mit mir gehen, auf daß erfüllet werde das Wort der Propheten, und auf daß die Welt erlöset werde.“ „Erbarme dich meiner, o Herr, denn ich bin nicht würdig, deinen heiligen Leib zu tragen!“ „Unergründlich, aber auch unabänderlich sind Gottes Beschlüsse.“ „Gott, mein Gott! nicht mein Wille, sondern dein heiligster Wille geschehe!“ rief der Eichenbaum und fiel stöhnend zur Erde nieder. Ganz nahe an der Eiche stand eine Espe. Sie gefiel den Soldaten, denn sie sah wie eine Dame aus unter den ländlichen Bäumen. Die Espe erbebte an allen Gliedern und vermochte kaum: „Heiligste Gottesmutter, rette mich!“ hervorzulispeln. Die Mutter Gottes hatte Erbarmen mit ihr. „Ihr Holz ist zu weich“, bemerkten die Soldaten und gingen weiter. Aber die arme Espe war so erschrocken, daß sie seit jener Zeit zittert und mit den Blättern lispelt, wenn auch kein Wind zu verspüren ist. Neben der Espe stand eine geschmeidige Haselnußstaude, gleichsam die Tochter neben der Mutter. Diese schüttelte sich ganz, als sie hörte, um was es sich handle und weinte schwere, große Thränen. Die Soldaten schnitten sie ab und machten ein Scepter für den Herrn Jesu daraus. Das arme Ding flehte wie es nur konnte, allein des Herrn Beschlüsse mußten erfüllt werden. Zum Andenken an ihre inbrünstigen Thränen hieß Gott sie ihre Früchte, die Haselnüsse, tragen. Nicht weit davon stand eine schlanke, hohe, stämmige Buche im weißen Gewande, gleichsam ein Bauer im Leinwandkleide. Als die Soldaten angefangen hatten, die Eiche zu fällen, da versuchte es die Buche, sich von der Erde loszureißen, über sie zu fallen und sie mit ihrem ungeheuren Leibe und ihren harten Ästen zu zerschmettern. Sie konnte sich jedoch nicht von der Erde losmachen; da hörte ihr das Herz fast zu schlagen auf, sie wurde nur bleich und verstummte. Erst als die Soldaten das junge Haselholz zu schneiden begannen, freischte sie auf: „Schufte! — auch dieses arme Ding verschont ihr nicht!“ Da erblickten die Soldaten die Buche. „Das gibt gute Pflöcke, um das Kreuz zu stützen“, sagten sie und fingen an, sie abzuhauen. „Jesus, Maria und Josef!“, schrie die Buche und fiel umgehauen zu Boden. Neben der Buche stand die bäuerliche Birke, die konnte kein Wort hervorbringen, sie zog nur ihre Zweige an sich, als sollte sie in's Grab steigen und flüsterte,

heftig schluchzend, immer fort: „Ach heiligste Jungfrau! erbarme dich, erbarme dich meiner! Ich werde dafür den Kinderchen Streiche geben, so oft sie die Leiden und Lehren deines einzigen Söhnchens vergessen.“ Die heilige Gottesmutter erbarmte sich ihrer, da gingen die Soldaten an ihr vorüber. Hinter der Birke stand der Hagedorn, von Dornen starrend, hoffärtig und frech in seiner Jugendfülle. „Was soll ich denn fürchten?“ sagte er bei sich, „wozu könnten sie mich denn gebrauchen?“ „Seht einmal!“ rief in diesem Augenblick einer der Kriegersleute, „was für ein prächtiger Strauch zu einer Krone!“ Da hieben sie den Strauch ab, flochten eine Krone aus seinen Dornen und aus seinem Holze machten sie das Heft einer Geißel, womit sie den Leib des Weltheilands schlagen sollten. Daher kommt es, daß in der Nacht vom Gründonnerstag auf den Charfreitag, wenn alle Bäume des Waldes ihren Schmerz in dumpfem Rauschen bezeugen, der Hagedorn allein mit menschlicher Stimme wehflagt und weint.

Viele Leute denken darüber nach, wie man die Armut aus der Welt schaffen könnte; allein daraus wird nichts, denn die Armut ist ewig. Das geschah aber so. Als der heilige Petrus noch auf Erden ging und zur Befräftigung der Lehre des Heilands Wunder wirkte, da traf es sich einmal, daß ihn die Nacht überraschte und er um ein Nachtlager bitten mußte. Zu diesem Zwecke trat er bei einem armen Häusler ein, der „Armut“ hieß. Armut, der schon viel vom heiligen Petrus reden gehört hatte, wurde verlegen. „Womit kann ich Euch denn hier bewirthen, werther Herr?“ sagte er, „ich besitze nur diese elende Lehmhütte mit faulem Streulager und meine Nahrung besteht in Schwarzbrot und Wasser.“ — „Das ist hinreichend, Du mein Braver, wenn Du mich nur über Nacht behalten willst, so bin ich's wohl zufrieden.“ — „Wenn dem so ist“, sagt Armut, „so will ich Euch sehr gerne aufnehmen, denn Ihr könnt in der finstern Nacht unmöglich weiter gehen.“ Am anderen Morgen rüstet sich der heilige Petrus zur Reise und sagt beim Scheiden: „Gott lohne Dir Deine Gastfreundschaft, Du guter Mensch; Gold und Silber habe ich nicht, aber stelle irgend eine Bitte an mich und sie wird um Deines guten Herzens willen erfüllt werden.“ — „Wenn ich um etwas bitten soll“, antwortet Armut, „so ist's eine einzige Sache. Hier vor meinem Hause steht der Birnbaum, den Ihr seht, der mir alljährlich wohlschmeckende Früchte trägt; das ist mein einziger Leckerbissen und meine ganze Freude bei meiner schweren Arbeit; was nützt es aber, wenn immer irgend Jemand, sei's bei Tage oder bei Nacht, die Früchte davon abreißt. Wenn Ihr es doch so machen könntet, daß, sobald Jemand auf den Baum steigt, er nicht herunterkömme, ehe ich ihn befreie.“ — „Es geschehe nach Deinem Wunsche“, antwortete der heilige Petrus und ging seiner Wege weiter. In der folgenden Nacht erwacht Armut plötzlich, da Jemand vor dem Hause schrecklich schreit und wehflagt. Armut eilt hinaus und erblickt einen Missethäter, der auf seinem Birnbaum sitzt und auf keine Weise herunter kann: irgend eine unsichtbare



Trachten der Gluchoniemch.

Macht hält ihn fest. Da steht er also und bittet, man möge ihn befreien. — „Höre, Du Nichtsnutziger“, sagt Armut, „ich will Dich befreien, aber unter der Bedingung, daß Du nimmermehr hierherkommst.“ — „Oh! Niemals mehr will ich Euch das anthun“, antwortete der Schadenstifter. Und so wurde Armut in kurzer Zeit alle Birrendiebe los und der Baum stand viele Jahre lang in Ruhe. Endlich wurde Armut sehr alt und erkrankte schwer. Da kam der Tod und stellte sich vor ihm auf. Armut glaubte vor ihm nicht zittern zu dürfen, denn er hatte ja auf dieser Welt nichts Gutes kennen gelernt, dennoch sagte er

zum Tode: „Ich weiß es ja, daß ich mich mit nichts loskaufen kann, allein ehe Du mich fortnimmst, hole mir doch einige Birnen von jenem Baume dort, der vor dem Hause steht. Ich möchte doch zum letztenmale von diesen irdischen Leckerbissen verkosten, die mich mein Leben lang gelabt haben.“ Der Tod springt auf den Birnbaum, reißt und reißt da Birnen ab und will sie endlich dem Kranken bringen. Es geht aber nicht! Er kann sich nicht rühren, nicht herunter, dreht und wälzt sich, stößt mit seinen häßlichen Knochen herum — alles umsonst; er schreit mit durchdringender Stimme, bittet um Erlösung, umsonst! Endlich erhebt sich Armut auf seinem Bette und fängt an mit ihm zu handeln. „Wenn Du niemals mehr hierherkommst, um mich zu holen, so will ich Dich befreien.“ — „Niemals mehr!“ antwortete der Tod. Und in der That, als er befreit war, machte sich der Tod so schnell als möglich aus dem Staube und Armut blieb zurück.

Einstmals sandte Gott einen seiner Engel zu einer armen Witwe, damit er ihre Seele zu sich nehme. Der Engel trat in die armjelige Hütte, wo er fünf kleine Kinder fand, die am Bette der sterbenden Mutter heiße Thränen weinten. Ein großes Mitleid preßte sein Herz zusammen, zwei große Thränen traten in seine Augen und er kam mit leeren Händen in den Himmel zurück. „Warum hast Du die Mutter nicht hergebracht?“ fragte der liebe Gott. — „Urewiger Gott und Herr aller Zeiten! Ich konnte mir nicht das Herz fassen, dieses Weib mit mir zu nehmen; es ist eine arme Witwe und an ihrem Lager weinen fünf kleine Kinder so, daß es herzerreißend ist.“ — „Hier hast Du einen Stab“, erwidert Gott darauf, „gehe hin an das Meer und schlage damit auf's Wasser. Das Meer wird sich vor Dir zurückziehen und auf seinem Grunde wirst Du einen Stein erblicken. Diesen Stein zerschlage und dann komme wieder zu mir und sage mir, was Du darin gesehen hast.“ Der Engel ergriff den Stab, ging an das Meer, schlug darauf, das Wasser trat zurück und er erblickte einen kleinen Stein. Er zerschlug ihn und kehrte zu Gott zurück. „Was hast Du also gesehen?“, fragt ihn der Herr. — „Ich habe“, antwortete der Engel, „als ich den Stein auseinandereschlug, ein so kleines Würmchen darin gesehen, daß man es kaum mit dem Auge wahrnehmen konnte.“ — „Siehst Du“, sagte da der liebe Gott, „ich weiß also um dieses kleine Würmchen am Meeresgrunde, das in einem Stein eingeschlossen ist, die Kinder aber sollte ich vergessen? Gehe und hole die Mutter!“ So erzählt der Mazure diese Legende. Der gröbere Geist des Goralen setzt den Tod an Stelle des Engels. So wie dieser hat auch der Tod Mitleid mit den Kindern. Er bekommt einen Schlag ins Gesicht und geht, um den Stein zu holen, zum „Meerauge“ (im Tatragebirge). Nachdem er ihn gebracht, muß er ihn aufbeißen und um die Mutter „holpern“.

Der Geschichten von verzauberten Prinzessinnen, von Teufeln, Hexen, Ungeheuern und Riesen, von Soldaten, welchen ungewöhnliche Abenteuer zustoßen, gibt es natürlich sehr viele. Die Stelle Fausts nimmt hier der Hexenmeister Twardowski ein, welcher

der Sage nach auf dem Krzemionki (ein vermuthlich wegen seines Kieselbodens so benannter Vorort Krakaus) in einer noch heute von Fremden besichtigten Höhle wohnte.

Vieles Andere dient nur zur Aufheiterung oder zum Spaß. Es sind dies gewöhnlich mehr oder minder scharfe Satyren oder witzige Anekdoten. Vom Mazuren sagt der Ruthene, daß er neun Tage nach der Geburt blind ist; das soll heißen, daß der Mazure dumm ist, wie ein Klob. Um also Gleiches mit Gleichem zu vergelten, erzählt der Mazure folgende Geschichte vom Ruthenen: Ein Ruthene erblickte eines Tages im Walde, hoch auf einer Tanne sitzend, eine Gule. Er kommt ins Dorf und erzählt, daß dort auf einem Baum der „Herrgott“ sitze. Die Ruthenen beschloffen nach langen Berathungen, diesen „Herrgott“ ins Dorf zu schaffen, das werde ihnen in Allem Glück bringen. Da that sich eine große Menge Bauern zusammen; sie nahmen eine Leiter und machten sich auf den Weg. So lange sie über's Feld gehen, so geht alles gut; wie sie aber in den Wald kommen, so bleiben sie stecken, denn sie tragen die Leiter der Quere, nicht der Länge nach. Wie sollten sie also damit durch den Wald kommen? Sie hieben also den Wald aus, so lange die Leiter war und gelangten endlich zum Baume, auf welchem die Gule saß. Sie versuchten nun die Leiter anzulegen, aber vergeblich; sie war zu kurz. Was fängt man nun an? Sie warfen die Leiter fort, wählten den allerstärksten unter sich aus und stellten ihn unter den Baum. Ein Zweiter stieg auf ihn hinauf, ein Dritter kletterte auf diesen und so stieg immer einer auf den letzten, bis der Allerletzte auf den Achseln seines Vorgängers stand, mit einer Hand einen Ast erfaßte mit der anderen nach dem „Herrgott“ langte und schrie: „Ich hab' ihn, den Herrgott, ich hab' ihn!“ Nun will also Jener, welcher zu unterst steht, so schnell als möglich den „Herrgott“ erblicken, er springt beiseite und so fallen Alle auf den Boden, wie die Birnen vom Baum herunter. Alle sind zer schlagen, am schlimmsten geht es aber dem, welcher sich an den Ast gehängt hat; er hängt in der Luft und man kann ihn auf keine Weise zur Erde herunterbringen. Was thun unsere Ruthenen? Einer von ihnen, der geschickt im Schleudern war, warf sein Beil hinauf und traf den Hängenden in den Kopf (anstatt die Hand, wie er gewollt hatte) und so schnitt er ihn vom Baum ab, während der „Herrgott“ inzwischen davon flog.

Ebenso abergläubisch wie der Ruthene ist auch der Pole, nur daß dieser letztere gewisse abergläubische Vorurtheile nicht hat, ja sich sogar dagegen kehrt, wie die nachfolgende kleine Satyre beweist. Einstmals weckte ein Landwirth seinen Knecht in aller Früh und sagte: „Füttere die Pferde, Wojtek, denn wir fahren in den Wald. Der Winter ist streng und in der Hütte geht das Holz zu Ende.“ Der Wojtek hat die Pferde gefüttert und eingespannt; sie setzen sich auf den Schlitten und „Hüh!“ in den Wald. Kaum sind sie aus dem Dorfe hinaus, so kommt ein Weib mit Wasserkrügen daher und geht ihnen über'n Weg. „Weißt Du was“, sagt da der Landmann zum Wojtek, „bleib einmal stehen!“

„Was gibt's denn?“ antwortet Wojtek. — „Wir kehren um.“ — „Ja, warum denn?“ — „Wir fahren nicht weiter, denn ein Weib ist uns über'n Weg gelaufen, da hätten wir also heute kein Glück.“ Gut, der Wojtek hat den Schlitten gewendet und sie sind leer nach Hause gekommen. Am anderen Tage hat der Bauer den Wojtek noch früher aufgeweckt, der Wojtek hat die Pferde gefüttert, den Schlitten hergerichtet und nun geht es wieder in den Wald. Schon waren sie nahe am Waldeingang, da läuft ihnen ein Hase über den Weg. Der Bauer ruft sofort den Wojtek an: „Sieh'st Du's! Besser ist's, wir kehren um, denn wenn ein Hase Einem über'n Weg läuft, so bedeutet das ein sicheres Unglück.“ — „Gestern ein Weib“ — sagt der Wojtek — „heute ein Hase, werden wir immer so viel Zeit vergeuden?“ — „Was geht's Dich an“ — versetzte der Bauer — „wenn ich Dir's schaffe, so kehrt Du um. Es ist besser, vorsichtig sein, als in irgend einen Unfall hineinkommen.“ — „Wenn Ihr Euch etwa auf mich ausreden solltet, daß Ihr in's Unglück gekommen seid, so will ich schon lieber umkehren.“ So kamen sie denn abermals leer nach Hause zurück. Am dritten Tage, das Holz fing schon an, gar zu werden, mußte man durchaus in den Wald fahren. Der Wojtek fütterte die Pferde und sie fuhren beide wieder hinaus. Sie fahren schon in den Wald hinein, da kommt ein Wolf über ihren Weg gelaufen. Der Wojtek sagt zum Bauer: „Hört, Bauer, mir scheint, das ist ein wirkliches Unglück; ich habe schon lange davon gehört, daß, wenn man diesem Vieh begegnet, das ein wirkliches Unglück bedeutet. Ich rathe Euch umzukehren und nach Hause zu fahren.“ — „Wenn ich Dir aber sage, das bedeutet Glück“, sagt der Bauer, „so ist's Glück, fahr' zu und damit Punktum.“ Sie kamen in den Wald, der Knecht gab den Pferden Heu und ging dann mit seinem Herrn tiefer hinein, um den Baum zu fällen. Die Pferde aber blieben allein zurück. Als sie fertig waren, sagt der Bauer zum Wojtek: „Geh' doch hin, Wojtek, und schau nach, ob die Pferde sich nicht verwickelt haben.“ Der Wojtek geht hin und schaut und da liegen nun beide Pferde umgeworfen auf der Erde, das eine sogar am Rücken, die Beine in der Luft und der Wolf frißt geschäftig an seinem Rumpf. Wojtek eilt so schnell als möglich zum Bauer und ruft: „Bauer, Bauer! gebt mir das Beil und kommt nur schnell, denn das „Glück“ ist in die Wamme eines der Pferde hineingekrochen und frißt!“ Der Bauer packt das eine Beil, der Knecht packt das andere und läuft voraus, stürzt sich auf den Wolf und erschlägt ihn im Inneren des Pferdes. „Nun, Bauer, Ihr habt gesagt, das ist Glück, jetzt habt Ihr's also!“ Das zweite Pferd war ganz verwickelt und wäre sicher erstickt, wenn Wojtek die Stränge nicht durchschnitten hätte. Sie schleppten sich spät Abends nach Hause und sogar das „Glück“ hatten sie mit auf den Schlitten geladen.

Was die Chronisten uns von der heidnischen Mythologie der Polen überliefern, beschränkt sich fast nur auf einige Namen, welche indessen die wissenschaftliche Kritik in Zweifel zieht. Hingegen weiß die mündliche Volks-Überlieferung von vielen mythischen

Wesen zu berichten: Von Riesen, welche die Wolken nach sich ziehen, wie auch vom Donner. Diese Riesen sind Luftgestalten, ebenso, scheint es, der Donner, welcher indessen auch auf der Erde wandelt. Der Donner ist der Jäger, welcher den geheimnißvollen Nachtvogel jagt. Es ist schon mehrmals vorgekommen, daß jemand sowohl diesen Jäger als auch diesen Vogel gesehen hat. Ein großer Herr z. B. liebte es, an jedem Sonntag vor der heiligen Messe auf die Jagd zu gehen. So ging er nun auch einmal auf die Jagd und streifte herum und konnte nichts erjagen. Mittlerweile war es Zeit geworden zur Messe zu gehen, da zeigt sich plötzlich eine schwarze Wolke am Himmel und es beginnt in der Ferne zu donnern. Der Herr schaut auf und sieht am Ufer des Flusses einen seltsamen großen schwarzen Vogel, der traurig und mit hängenden Flügeln auf einem Steine sitzt. Er denkt bei sich: hab ich gar nichts erjagt, so will ich wenigstens dieses Thier erlegen. Da erinnert er sich, daß er schon seit sieben Jahren eine geweihte Kugel in seiner Jagdtasche bei sich trägt. Er zieht also das frühere Geschosß aus seiner Flinte und ladet sie mit der geweihten Kugel, dann drückt er los: Paff! da liegt auch schon das Vogelthier auf der Erde. Er kommt näher heran, hebt den Vogel auf und betrachtet ihn von allen Seiten, denn er hat noch niemals einen solchen gesehen. Er denkt bei sich: Schade um das Geschosß! ein so häßliches Thier ist's. Da schreit plötzlich Jemand hinter ihm: „Bedaure es nicht, Herr! Schon sieben Jahre gehe ich ihm nach und konnte ihn nicht erjagen, obwohl ich doch so oft nach ihm geschossen. Wie du auf ihn gezielt hast, so habe ich nach dir gezielt, und hättest du ihn nicht erlegt, so hätte ich dich gefällt.“ Da erschrock der Herr fürchterlich; er sieht sich um und da erblickte er vor sich einen Bauer, so groß wie ein Baum, mit einer Flinte, so groß wie ein Baumkloß. Das war der Donnerer, der immer nach diesem häßlichen Gewögel jagt, und diese Vögel heißen „Latawce“, weil sie ungemein schnell fliegen (latac = fliegen). Der Donnerer nahm jenen Herrn bei der Hand und sprach noch lange mit ihm. Sie besahen gegenseitig ihre Flinten, dann sagte er dem Herrn, er möge nie mehr am Sonntag auf die Jagd gehen und flog davon wie der Wind. Wer die Flinte des Donnerers versuchen wollte, der könnte es wohl thun, nur müßte er sich vorher einen eisernen Reif um den Kopf legen, sonst würde dieser in Folge des Knalles in Stücke zerpringen.

Der Volkshumor hat sich jedoch Donner und Blitz ganz anders erklärt. Jesus hatte einstmals dem heiligen Petrus auf das Strengste aufgetragen, keinen einzigen Ketzer in den Himmel einzulassen. Bald darauf starb der erste Ketzler. Er kannte den Richterspruch des Heilands sehr wohl, daß, wer sich auf Erden von ihm losgesagt habe, der auch im Himmel nicht mit ihm thronen könne. Aber ein Ketzler ist eben ein Ketzler, dünnelhaft, also geht er ganz munter auf das Himmelsthor los und hämmert, daß es ein Gräuel ist. Der heilige Petrus, das Alterchen, öffnet das Thor (denn wer könnte erwarten, daß ein Ketzler so dreist

an das Himmelsthor anklopfen würde, wie an seine eigene Chaluppe?) Der Reker aber, Husch! ist er in den Himmel geschlüpft. Der heilige Peter ruft, läuft hinter ihm her, aber der Reker jagt durch den Himmel, daß es hinter ihm ordentlich stäubt. Der Reker ist im Himmel! Der heilige Petrus ist vor Schrecken starr und stumm; denn was wird der Herr Jesus dazu sagen? Zum Glück hat das der heilige Michael im Fluge bemerkt und darauf den himmlischen Soldaten etwas zugeflüstert. Der Reker hat es gleich gemerkt (denn er ist furchtbar gerieben), daß es ihm hier an den Hals geht, also läuft er noch schneller. Die Engel setzen sich auch in Bewegung und jagen dahin und dorthin ihm nach, daher der Lärm, welchen wir Donner nennen. Nun ist es eine bekannte Sache, daß der Himmel viel größer ist als unsere Erde; so ist genug Raum zum Fliehen und Jagen und es ist auch leicht begreiflich, daß der furchtbare Lärm einmal hier und einmal dort zu hören ist. Manchmal entfernen sich die Engel, nach dem Reker jagend, so weit von uns, daß man den Donner einige Monate hindurch gar nicht vernimmt. Einmal oder das andere mal kommt es denn wieder vor, daß die Engel den Reker erreichen; da öffnet gleich einer von ihnen den Himmel und daher kommt das Leuchten, welches die Menschen Blitz nennen. Ein anderes Mal packt ein Engel den Reker beim Kragen, um ihn mit dem Kopf zu unterst beim Himmel hinaus zu werfen. Aber dieser entwischt den Händen des Engels wie ein Mal und die Himmelspforte wird mit entsetzlichem Gepolster zugeschlagen — und wir nennen das „Einschlagen“. So werden die Engel auf Gottes Befehl den Reker für seinen Dünkel und seine Frechheit bis an das Ende der Welt verfolgen. Erst am Tage des jüngsten Gerichts wird der hochmüthige Reker in den höllischen Abgrund stürzen.

Der Geister, welche auf Erden wohnen, gibt es sehr viele. Zumeist sind sie dem Menschen übel gesinnt. In den Wäldern wohnen die „wilden Menschen“, allein die Tradition von ihnen ist schon im Erlöschen. Wildfräulein (Dziwozony), die „Wunderfrauen“ oder „Mittagweiber“ (Poludnice) genannt werden, sind Bewohnerinnen der Wiesen und Felder, ebenso die „Mamonen“, Geschöpfe von schöner Körperbildung, aber von großer Bosheit, welche die Gabe besitzen, die Menschen zu verzaubern und zum Bösen zu verleiten. Die Mittagweiber haben ihren Namen daher, weil sie zur Mittagszeit inmitten der Felder und Wiesen auftauchen und Kinder fortnehmen, wenn sie solche irgendwo allein antreffen. Dasselbe vollführen auch die „Wunderweiber“, nur daß es nicht gerade um diese Zeit geschieht. Die „Wunderweiber“ gehen hauptsächlich darauf aus, ganz kleine Kinder von der Mutterbrust zu reißen und unbemerkt ihre eigenen unterzulegen. Wenn die „Wunderweiber“ irgendwelche Kinder erwischen, so schlagen sie sie mit Ruthen und werfen diese auf den Kehricht, damit die Mütter erfahren, was mit ihren Kindern geschehen sei. In solchen Fällen muß die Mutter trachten, das „Wunderweib“ zu fangen, ihr die Mütze abzunehmen und sie ihr nicht zurückzugeben, so sehr sie auch bitten sollte. Dann gibt sie

das Kind zurück. Aber an diesem Kinde erlebt man keine Freude mehr, es wird entweder ein Säufer daraus oder eine Buhlerin.

Die wilden Menschen, wie: „Wunderweiber“, „Mittagweiber“ und „Mamonen“, sind Taggeschöpfe; Nachtgeschöpfe hingegen sind die „Nachtmännchen“ (Zmory), die „Truden“ (Gniotki) und der „Alte“ (Wiek). Sie erscheinen, um den schlafenden Menschen zu quälen. Die Nachtmännchen schicken ihm furchtbare Träume auf den Hals, die „Truden“ und „Alten“ pflegen sich über den Schlafenden zu werfen und ihn zu drücken. Die „Trude“ quält



Trachten der Beskid- und Pionin-Bewohner.

auf diese Weise gewöhnlich die jungen, der „Alte“ die alten Leute. „Trude“ oder „Alter“ sind durchaus nicht von hohem Wuchse, nur stämmig und äußerst schwer. Wenn man einer solchen „Trude“ oder dem „Alten“ die Mütze wegnähme, so würden sie viel Geld herbeibringen. Es ist dies sehr schwer zu bewerkstelligen, doch ist es schon mehr als Einem gelungen.

Im Wasser leben die „Ertränker“ (Topielec).¹ Ein Ertränker ist nicht sehr groß, aber äußerst stark; er vermag auch den stärksten Bauer zu bezwingen und ertränkt ihn,

¹ Topielez = eigentlich „Ertrunkene“. Im Volksmunde erlangt jedoch oft ein solcher Name die Bedeutung der Eigenschaft, die das Volk seinem Träger zuschreibt. So ist auch hier „Ertränker“ für „Ertrunkener“ gebraucht und zu verstehen.

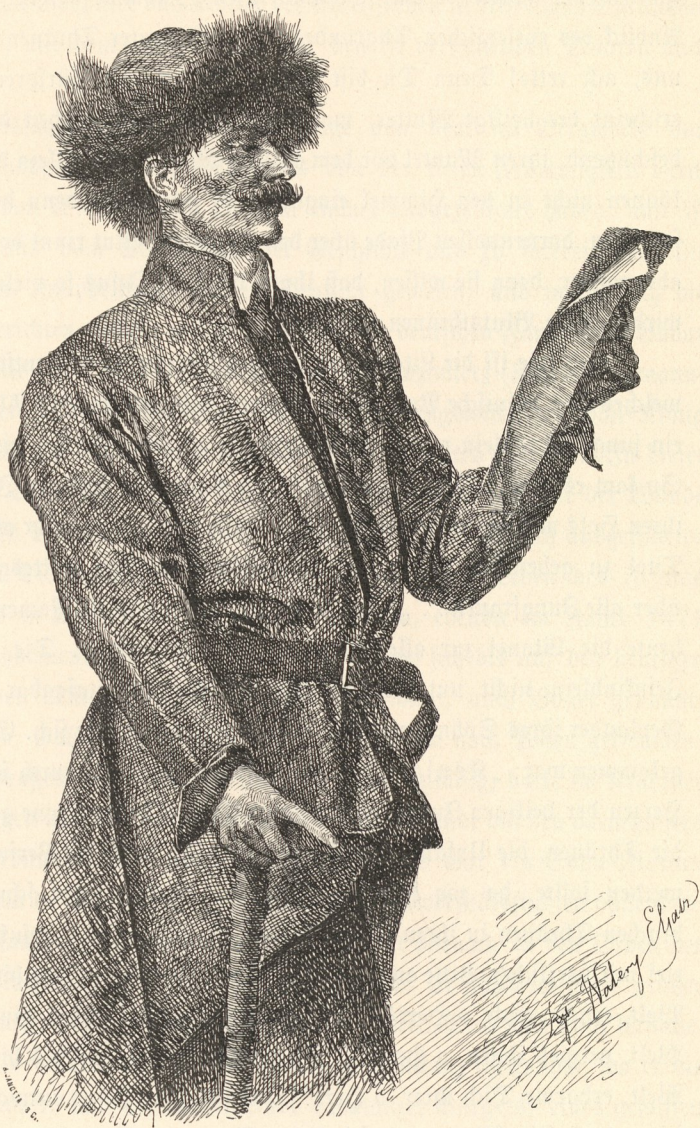
wenn dieser etwa dort badet, wo er sitzt. Diese Wassergeister kriechen manchmal aus dem Wasser und gehen auf der Erde umher.

Außerordentlich reich ist der Antheil der Legende am Sagenschatz des polnischen Volkes. Die heilige Familie, Jesus Christus, die Apostel und namentlich der heilige Petrus, die Gottesmutter, die Heiligen beiderlei Geschlechts und vornehmlich die von polnischer Herkunft, wie der heilige Stanislaus, die heilige Kunigunde, der heilige Jazek, Johann Kanty, der heilige Kazimir, ferner die durch Ablässe oder Wunder berühmt gewordenen Orte, das sind die unerforschlichen Quellen der frommen Legenden.

Einer ganz besonderen Ehrung erfreut sich im polnischen Volke die heilige Gottesmutter. Sie ist Königin der polnischen Krone; das erste polnische Lied, das der heilige Adalbert auf sie verfaßte, wurde viele Jahrhunderte hindurch als Schlachtgesang von den polnischen Rittern vor jedem Kampfe gesungen. Darum hat auch das polnische Volk diese Königin des Himmels und der Erde mit ganz besonderer Liebe umfassen und tausendfältige Legenden über sie geschaffen. Ein kleiner Bruchtheil davon ist, als besondere Sammlung unter dem Titel „Die Königin des Himmels“ in der Bearbeitung von Gawalewicz und mit herrlichen Illustrationen von Stachiewicz versehen, soeben erschienen. Wir haben diesen Gegenstand bereits zuvor berührt, hier also nur eine kleine Ergänzung.

In alten Zeiten ging es den Menschen gut, da das Getreide ganz anders gedieh, als heute. Die Ähren reichten vom Boden hinauf bis zur Spitze und es gab keine leeren Halme. Allein wie der Überfluß die Menschen immer verdirbt, so geschah es auch hier. Die Leute vergaßen auf Gott und auf die Armen. Die heilige Gottesmutter, barmherzig wie sie immer war, wollte sich davon überzeugen, ob denn die Menschen wirklich so schlecht seien. So begab sie sich denn mit dem Jesukindlein auf dem Arme in ein Dorf und ging dort um Almosen bittend von Haus zu Haus. Überall wurde sie abgewiesen und Mancher rief ihr auch noch ein böses Wort nach. Da ging die heilige Gottesmutter sehr betrübt zum Dorf hinaus und über den Feldweg zum nächsten Dorfe, im Glauben, daß dort die Leute wohl besser sein würden. Aber Jesus wußte wohl, daß in diesem zweiten Dorfe die Leute ganz ebenso gottlos und verhärtet sein würden als sonst wo, als überall. So sagte er: „Man muß ihnen das Brod weniger werden lassen, dann werden sie besser werden.“ Und schon wollte der Herr das Getreide in Gras verwandeln oder nur leere Halme wachsen lassen, allein die heiligste Mutter fühlte noch immer Erbarmen mit den Menschen und da faßte sie gerade in diesem Augenblicke eine Weizenähre oben mit ihrem Händchen an. Was sie mit der Hand umfassen hielt, das blieb Ähre, das Übrige verwandelte sich in einen Halm und seither haben die Feldfrüchte nur in ihren obern Theilen Ähren und nicht so wie ehemals vom Boden aus bis hinauf.

Obgleich sieben Schwerter ihr Herz durchbohrten, obwohl man ihren einzigen Sohn an das Kreuz geschlagen, hat diese Herrin doch keine Bitterkeit in ihrer Seele weder gegen die Welt, noch gegen die Menschen, sie ist ihre Beschützerin, ihre Wohlthäterin und Fürsprecherin geblieben und wird es in alle Ewigkeit bleiben. Sogar dort, in der anderen Welt, eilt sie rettend den unglücklichen Seelen zu Hilfe. Namentlich kommt es vor, daß ganze Schaaren von Seelen klagend umherirren und nirgends eine Zufluchtstätte finden können. Sie kommen auf den Friedhof und flehen: „Friedhof, birg uns in deinen Gräbern, auf daß wir Ruhe haben bis zum jüngsten Tage.“ Der Friedhof aber sagt darauf: „Ich kann nicht, ich kann nicht, denn Ihr seid ohne Beichte hingegangen.“ Darauf gehen sie zur Kirche und bitten: „Kirche! laß uns ein, wir werden unter Deinen Bogengewölben wohnen und an Deinem Altare knien bis zum jüngsten Tage.“ Die Kirche aber sagt darauf: „Ich kann nicht, ich kann nicht!“ Sie gehen zu den Wäldern und rufen wehklagend: „Wald, o Wald! birg uns in deinem Dickicht, bedecke uns mit deinem Schatten und lege uns mit deiner Kühle, denn wir dürsten nach Ruhe und Stille.“ Der Wald aber antwortet mit Brausen: „Ich kann nicht,



Ein Kleinstadtbote.

ich kann nicht.“ Sie gehen zum Feuer, sie gehen zum Wasser und wiederholen überall die gleiche Bitte, aber überall hören sie die furchtbaren Worte: „Ich kann nicht, ich kann nicht.“ Endlich stehen sie vor der Höllenpforte. Diese öffnet sich rasselnd und aus dem Höllenfeuer hören sie eine Stimme rufen: „Kommt herein!“ Sie aber jammern, vom Anblick des entsetzlichen Abgrundes erschreckt, unter Thränen: „Heiligste Jungfrau, rette uns, ach rette! Denn Du bist unsere Mutter und Fürsprecherin und Erlöserin!“ Da erscheint die heilige Mutter, macht vor ihnen das Zeichen des Kreuzes und breitet, sie beschützend, ihren Mantel vor dem Höllenschlunde aus. Allein die von der Sünde Befleckten können nicht in den Himmel eingehen; so geleitet sie denn die heilige Mutter auf einem steinigen, dornenvollen Pfade über den Abgrund. Blut rinnt von ihren Sohlen, sie schreiten aber weiter, denn sie wissen, daß ihnen der Herr Jesus so viele von ihren Sünden ablassen wird, als sie Blutsthänen vergießen.

Und wie ist die Litanei zur heiligen Mutter Gottes entstanden, jenes schönste Gebet, welches das polnische Volk mit so inniger Inbrunst spricht? Also: Da der Herr Jesus noch ein junges Knäblein war, da hätschelte er oft sehr zärtlich sein allerheiligstes Mütterlein. So kam es, daß, als er einmal auf den Knien der heiligen Jungfrau lieblosend saß, er ihren Hals mit seinen kleinen Ärmchen umfing und anfing, ihr allerlei schöne und lieblosende Titel zu geben. Er sprach: „Heilige Maria, heilige Gottesgebärerin, heilige Jungfrau über alle Jungfrauen. . .“ und so weiter, bis er alle die Namen genannt hatte, aus welchen heute die Litanei zur allerheiligsten Jungfrau besteht. Die heilige Mutter wollte das Jesukindlein nicht unterbrechen und lauschte mit unsagbar süßer Wollust dem lieben Gepoluder ihres Söhnchens. Sie lächelte nur und freute sich. Erst als Jesus zu den Worten gekommen war: „Königin der polnischen Krone“, durch seine göttliche Kraft aber im Herzen der heiligen Jungfrau das ganze Unglück dieser Krone gegenwärtig werden ließ, alle die Thränen, die Unfälle, das Unrecht, das ihr durch die Verfolger des Glaubens zugefügt werden sollte, da zog sich das Herz der Gottesmutter schmerzlich zusammen und es brachen Thränen in ihren Augen hervor, sie drückte das Jesukind innig an ihr Herz und rief mit herzlichster Bitte aus: „O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, erhöre mich, o Herr! O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, vergieb ihnen, o Herr! O Du Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt, erbarme Dich ihrer, o Herr!“ Und der Herr Jesus antwortete auf diese innige Bitte seiner heiligsten Mutter mit feierlicher Stimme: „Amen!“

Die Legenden der Heiligen behandeln größtentheils ihre Wunderwerke. Als Beispiel führen wir hier nur die der heiligen Kunigunde an, der Tochter des Ungarkönigs Béla IV. und Gattin des polnischen Königs Boleslaus des Schamhaften (1243 bis 1279), welcher so genannt wurde, weil er in vollkommener Reinheit neben seiner frommen Gemalin lebte.

Die Legende nennt diese gottesfürchtige Königin die Veranlasserin der Entdeckung der berühmten Salzbergwerke in Wieliczka und Bochnia, zum Theil auch als die Beschützerin des Volkes zur Zeit des ersten Einfalles der Tataren in Polen (1241). Eine dieser Legenden erzählt, daß die Königin, welche später das Kloster der Clarissinnen in Alt-Sandec gründete und dort als Nonne starb, mit dem armen Volke vor den sie verfolgenden Tataren nach Ungarn hinüber floh.

Zu den Bergmannsagen gehört auch die Sage von dem im Bergwerke von Wieliczka verschütteten Knappen. Sie ist ein Beweis von der tiefen Frömmigkeit, durch welche sich die Bergleute von Wieliczka und Bochnia immer ausgezeichnet haben und ist zugleich auch geeignet, uns vom Standpunkt der Geschichte aus zu interessiren. Die Lehrmeister der polnischen Knappenschaft waren Deutsche gewesen, und so ist auch die Sage, von welcher wir berichten wollen, mit der ursprünglich deutschen Familie der Bonar verknüpft. In jenem Theile der Stadt Krakau, welcher der Kazimierz (Kazimir) genannt wird, steht die Kirche der heiligen Katharina, ein bewunderungswürdiges, von König Kazimir dem Großen (1333 bis 1370) im gothischen Style errichtetes Bauwerk. In dieser Katharinenkirche auf dem Kazimierz befindet sich ein wunderthätiges, auf eine der Wände gemaltes Frescobild Christi des Erbarmers, und nahe an diesem ein ähnlich ausgeführtes Bild Mariä vom Troste. Die Geschichte dieser Bilder ist mit dem Leben des Jesaias Bonar verknüpft, welcher in Krakau im Jahre 1380 geboren, ebenda im Jahre 1471 gestorben und in der Katharinenkirche beigesetzt worden ist, wo sich bis auf den heutigen Tag sein Grabmal befindet. Die angesehene Familie der Bonar, auch Boner genannt, war aus deutschen Landen, wahrscheinlich aus den Niederlanden nach Polen gekommen. Zu König Kazimirs des Großen Zeiten war sie schon in Polen ansässig, hatte im Krakauer Gebiete zahlreiche Besitzungen und war durch verwandtschaftliche Bande mit den vornehmsten Familien des Landes verbunden. Der seliggesprochene Jesaias war ein Sohn Florian Bonars und der Bronislawa de Brzezie Lancorońska. Seine Universitätsstudien vollendete er im Jahre 1406 in Krakau, erhielt den Doctorgrad und trat darnach in den Orden der Augustiner am Krakauer Kazimierz ein, wo er ständig verblieb. Er stand im Rufe großer Heiligkeit, tiefer Gelehrsamkeit und einer mächtigen Beredsamkeit. Dies war auch Ursache, daß er an der polnischen Gesandtschaft bei dem Concil zu Constanz theilnahm, wo er die Lehren Johann Hus' bekämpfte und die Gattin eines Constanzer Bürgers, eines gewissen Johann Körner, von der Ketzerie bekehrte. Er hat auch ein lateinisches Werk religiösen Inhaltes hinterlassen, dessen Handschrift im Jahre 1556 in Krakau verbrannte; doch soll es in den Augustinerklöstern Deutschlands vielfach verbreitet und sehr geschätzt gewesen sein. Dieser Mönch war es eben, welcher die Ausführung jener beiden Gemälde in der Katharinenkirche veranlaßte, deren wir oben Erwähnung thaten und welche später als

wunderthätig berühmt wurden. Da war nun ein Bergmann aus Wieliczka (wie die Sage erzählt, auf welche sich Stachiewicz's Gemälde bezieht), der, so oft er nach Krakau kam, vor dem Bilde des Erbarmers inbrünstig zu beten, eine Kerze zu kaufen pflegte, die er davor anzündete und Brod als Almosen unter die Armen vertheilte. Eines Tages wurde der Bergmann in seinem Schachte verschüttet, und zwar so, daß man ihn als verloren betrachtete und sich nicht einmal bemühte, ihn gleich ans Tageslicht zu fördern. Allein die Gattin des Unglücklichen verlor den Muth nicht. Sie ging oft nach Krakau, betete vor dem Bilde des barmherzigen Jesus, kaufte Kerzen und gab Almosen, genau so, wie ihr Mann dies gethan hatte. Und ihre Hoffnung betrog sie nicht. Nach einem Jahre wurde der Bergmann ausgegraben; er war aber gesund und heil geblieben, wie dies Zeugnishaften bekräftigten. Er selbst aber, darüber befragt, auf welche Weise er hatte weiterleben können, gestand, daß ihm der Christus aus der Katharinenkirche täglich erschienen sei und ihm täglich einen Laib Brod gespendet habe. Dieses Ereigniß hat sich vor sehr langer Zeit zugetragen, allein die Erinnerung daran hat sich in der Familientradition des Geretteten erhalten, welche Familie seit jener Zeit bis nahezu auf den heutigen Tag vor dem wunderthätigen Bilde des barmherzigen Jesus gebetet, Kerzen angezündet und Brod als Almosen vertheilt hat. Zur Aufklärung des Zusammenhanges zwischen der Katharinenkirche und den Bergleuten von Wieliczka, welches ziemlich weit von Krakau entfernt ist, müssen wir hinzufügen, daß einer aus der Familie Bonar sich zur Zeit König Sigismund des Alten (1506 bis 1548) für alle Zeiten in der vaterländischen Geschichte Polens dadurch ausgezeichnet hat, daß er das Finanzwesen des Landes ordnete und die Bergwerke von Wieliczka zur vollen Blüte brachte, wo es bis heute noch Schachte gibt, welche den Namen Bonarschacht führen. Das mußte wieder den Bergleuten von Wieliczka die um ihrer Wunderthätigkeit willen berühmten Gemälde des seligen Jesaias Bonar in der Katharinenkirche lebhaft in Erinnerung bringen.

Die historischen Sagen beziehen sich zumeist auf die Anfänge des Volkes. Das polnische Volk war ehemals aus einigen Stämmen zusammengesetzt, welche den gemeinsamen Namen der Lechiten führten. Diese Benennung gerieth seit der Zeit in Vergessenheit, als jener Theil der Lechiten, welche in den Gegenden von Gnesen und Posen wohnten und sich die Polanen nannten, die Oberhand über die übrigen Stämme gewann und seinen Namen dem ganzen Volksstamm aufdrückte. Die Sage erzählt, daß König Lech der Urvater des polnischen Volkes war. Dieser kam zu einer nicht näher bekannten Zeit mit seinem Volke in die Ufergebiete der Warthe, wo es damals noch große Wälder gab. In einem dieser Wälder fand er und sein Mittergefolge ein Nest weißer Adler und nahm dies seiner Seltenheit wegen als ein gutes Omen an. Hier wo er das Nest (polnisch Gniazdo) gefunden hatte, ließ er sich eine Residenz bauen; vom Worte

Gniazdo nannte er die Stadt Gniezno (Gnesen) und den weißen Adler wählte er zum Wappenthier des Reiches.

Zu jener Lechitenzeit herrschte in der Gegend des heutigen Krakau der Fürst Krak (lateinisch Krakus). Unter seiner Regierung tauchte in einer Höhle des Berges Wawel ein Drache auf und richtete furchtbares Unheil an, indem er Menschen und Thiere verschlang. König Krakus bezwang das Ungeheuer, dessen Höhle man noch heute den Besuchern des Wawel zeigt. Sodann baute sich Krakus auf dem Wawel ein Schloß und um das Schloß eine Stadt, die er, nach seinem Namen, Kraków (Krakau) nannte. Er zeichnete sich auch durch kühne Kriegsthaten aus, so daß er nach seinem Tode vom ganzen Volk mit großen Ehren zu Grabe getragen und ihm auf seinem Grabe bei Krakau im Vororte Krzemionki ein hoher Hügel aufgerichtet wurde, welcher noch heute unter dem Namen Grabhügel des Krakus besteht.

Da Krakus keinen männlichen Leibeserben hinterließ, so ergriff nach seinem Tode Wanda die Zügel der Regierung, welche Fürstin durch Schönheit und Geist weithin berühmt war. Daher strebte ein deutscher Fürst, namens Rüdiger nach ihrer Hand; allein Wanda wollte sie ihm nicht reichen, da sie fürchtete, es könnte ihr Volk dadurch unter fremde Herrschaft gelangen. Der beleidigte Fürst beschloß durch Gewalt zu erreichen, was er anstrebte und erklärte ihr den Krieg. Wanda erschrak keineswegs, sondern erschien an der Spitze ihrer Kriegsscharen auf dem Schlachtfelde; der Kampf war sehr erbittert, endlich aber wurden die deutschen Kriegsvotten besiegt und stoben auseinander. Rüdiger aber stürzte sich in sein eigenes Schwert und endete so sein Leben. Aber auch Wanda wollte durch ihre Person das Vaterland keiner Gefahr mehr aussetzen. Nachdem sie den Göttern geopfert hatte, sprang sie in die Weichsel und fand ihren Tod in den Fluthen. Das ganze Volk beweinte ihren Verlust und ehrte sie, wie ihren Vater, durch die Errichtung eines hohen Grabhügels. Dieser Hügel besteht noch heute unter ihrem Namen in der Nähe Krakaus, dort, wo man der Sage nach ihren Leib aus dem Flusse gezogen und wo später das Dorf Mogila (Grabhügel) entstand, das eben von Wandas Grabhügel seinen Namen trägt. Nach Wandas Tode kam die Herrschaft des Gebietes von Krakau an zwölf Wojewoden, bis dieselbe endlich an die Polanen überging.

Nach König Lech hatten die Polanen mehrere Herrscher gehabt, unter anderen Popiel II., welcher höchst grausam war. Dieser lud einmal seine Bettern zu einem Gastmahle ein und vergiftete sie auf Zureden seiner Gemahlin. Ihre Leiber aber ließ er in den Goplosee werfen, da sein Königschloß sich auf einer Insel dieses Sees befand. Aus den Leibern der Bettern krochen jedoch eine solche Menge von Mäusen, daß sie sein Schloß überflutheten und den mordgierigen König auffraßen. Von dem Schlosse Popiels blieb nur der Thurm zurück, welcher noch heute der Mäusethurm genannt wird.

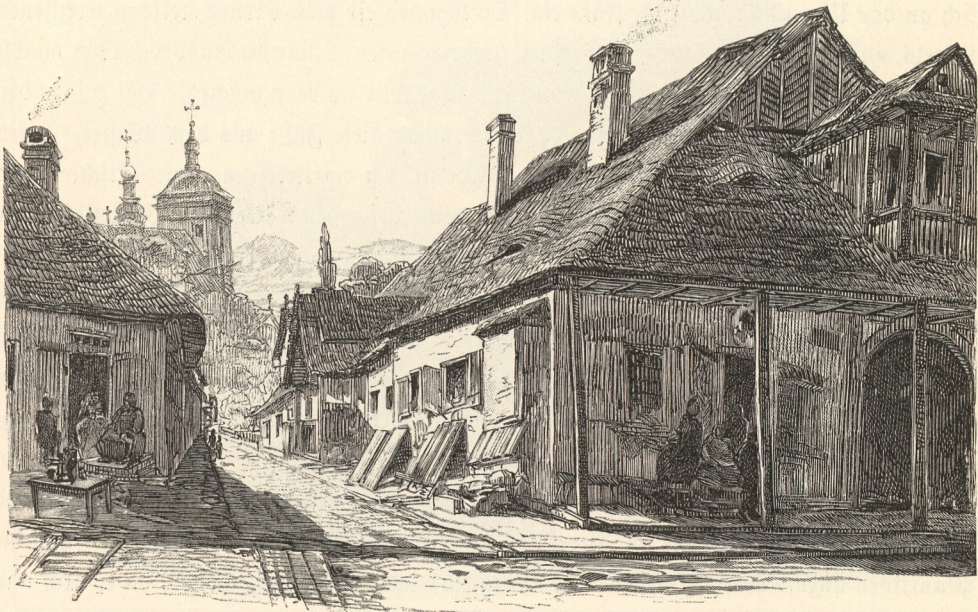
Damals lebte in Kruszwica am Goplosee ein armer Landmann, Namens Piaſt, welcher auch das Radmacherhandwerk betrieb. Als die Beſchneidung ſeines Sohnes Ziemowit gefeiert wurde, da traten zwei Reiſende, es waren wohl Engel, in ſein Haus, welche von Popiel abgewieſen worden waren. Da ſie freundliche Aufnahme fanden, vermehrten ſie in wunderbarer Weiſe die Speiſen und den Meth und verkündeten dem Piaſt eine große Zukunft. Piaſt wurde zum Könige gewählt; ſein Geſchlecht nahm den polniſchen Thron ein und erloſch erſt mit dem Tode Kazimirs des Großen (1370). Ein Urenkel Piaſts war Miecislaus I., der erſte Herrſcher Polens in hiſtoriſcher Zeit. Die Sage erzählt, daß er blind auf die Welt gekommen und erſt bei ſeiner Beſchneidung in ſeinem ſiebenten Lebensjahre durch ein Wunder ſehend geworden ſei. Die anweſenden heidniſchen Prieſter weiſſagten dem Vater daraus, daß durch Miecislaus ein großes Licht ſich über Polen ergießen werde. Das bewahrheitete ſich, da der König die Taufe annahm und ſein ganzes Volk dem Chriſtenthume zuführte.

Auch von den ſpäteren Polenkönigen wurde mehr als Einer zum Gegenſtand der Volksſagen. Zu den populärſten unter ihnen gehörten Kazimir der Große (1333 bis 1370) und Johann III. Sobieſki, der Befreier Wiens (1674 bis 1696). Aus den Zeiten nach der Theilung Polens ſind Koſciuszko und Fürſt Joſef Poniatoſki im Volksliede verherrlicht worden.

Von Napoleon I. ſagt der Volksmund, daß er ein großer „Kufijas“ (Verführer) Gottes und der Menſchen war.

Heute ſteht das Schloß auf dem Wawel ſowie auch die Kathedrale, wo ſo viele Königsgräber und Denkmäler ſich befinden, verödet. Allein unter dieſem Schloſſe befindet ſich im tiefften Herzen des Wawel, in der Erde, der Volksſage nach, ein ebenſolches Schloß, nur iſt es nicht ſo düſter und gruſtmäßig wie jenes ober dem Erdboden, es iſt hell, heiter, prächtig, ſo wie es das andere ehemals war. Darin befindet ſich ein großes Gewölbe, gleichſam eine Kirche, und da gibt es viel Gewaffen, Schilde, Säbel, Banner und jegliches Rüſtzug. In der Mitte ſteht ein Tiſch und um denſelben ſitzen alle polniſchen Könige in ihren Krönungsgewändern: Lech, Krakus, Wanda, Piaſt, Miecislaus, Boleslaus der Tapfere, Kazimir der Große, Stefan Bãthory, Sobieſki und alle anderen. Einmal im Jahre hört man unterirdiſches Pferdegetrabe, Trompetenſchall und Getümmel, dann ſteigt einer der Herrſcher, der Annahme nach Boleslaus der Tapfere, um Mitternacht aus der unterirdiſchen Beſte, ſchreitet mit eiſernem Schritt über die großen Höfe des verödeten Schloſſes, in der Hand ein gleißendes Schwert, ſo groß, wie das eines Erzengels. Wer gut iſt, vermag den ſo dahinjchreitenden König zu erblicken und empfindet im Herzen unausſprechliche Freude; wer aber böſe iſt, der wird den König gar nicht gewahr und ein ſolcher Schreck erfaßt ihn, daß er als Leiche umſinkt.

Aberglaube. — Einige Einzelheiten aus der Dämonologie wurden schon berührt. Zu den Luftgeistern gehören außer dem schon erwähnten „Donnerer“ die „Planetenleute“ (Planetnicy). Die Planetenleute (wir wollen sie Planetiden nennen) sind gewöhnliche Menschen, nur daß sie eben „zu solcher Stunde“ geboren werden. In Pierzchów z. B., unweit Bochnia, lebte vor Jahren ein junger Bursche, ein Schäfer, welcher es immer vorher wußte, wann ein Regen oder Sturm kommen werde. Er wurde auch in Sachen des Wetters der Prophet der umwohnenden Bevölkerung. Als er aber sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, verschwand er mitten in einem Gewitter spurlos; er war eben ins Gewölk, unter die Planetiden gegangen. Die Planetiden



Gasse in Baranów an der Weichsel.

wohnen in den Wolken. In verschiedenen Gegenden sind verschiedene Vorstellungen über ihre dortige Thätigkeit im Gange. In der Vorstellung der Lasowiaken ziehen sie die Wolken an Schnüren; nach den an der Raba Wohnenden haben die Planetiden mit Wasser angefüllte Boote, welche sie an silbernen Kettchen ziehen, von Nebeln umgeben, welche sich uns als Wolken darstellen. Die Boote werden durch den Regenbogen mit Meerwasser gefüllt, wenn aber die Planetiden dieses Wasser „ausspritzeln“ und keine Zeit vorhanden ist, bis ans Meer zu treiben, so senkt sich der Regenbogen zu den Teichen und Flüssen und trinkt. Würde jemand in der Nähe am Ufer stehen, so könnte der Regenbogen ihn einschlucken, wie er es mit den Fröschen thut, welche dann mit dem Regen auf die Felder niederfallen.

Den Hagel spalten die Planetiden aus dem Eise, das sie aus dem Eismeer in die Wolken führen. Ehemals stießen die Planetiden dieses Eis in der Stampfmühle, allein mit der Zeit erfanden sie den „Perler“, eine Maschine, mittelst welcher ihnen die Arbeit rascher und besser gelingt. Die Planetiden altern in den Wolken, so wie die Menschen auf der Erde; von ihrem Tode jedoch wissen die Volksüberlieferungen nichts zu erzählen. Die Planetiden können den Landwirth vor Hagelschaden schützen; auch können sie Eis und Hagel im Handumdrehen bereiten, indem sie das Wasser irgend eines Teiches oder Sees frieren machen. So erzählt man z. B., daß ein an der Kaba wohnender Bauer einmal „Reißen“ in den Füßen hatte. Er wendete „alles“ dagegen an, allein nichts half. Da rieth ihm jemand, er solle in die Berge gehen und dort im „Meerauge“ seine Füße baden. Er ging hin, setzte sich an das Ufer und tauchte die Füße ein. Da kommen ein paar bärtige Kerle in zerrissenen Kitteln, mit ungeheuren Stöcken bewaffnet, herbeigelaufen — wie die Räuber. „Was machst Du da?“ rufen sie, da sie den Bauer erblickten. „Was sollt' ich denn machen,“ sagt er, „in den Füßen reißt's mich und ich bade sie.“ „Gleich nimm diese Füße aus dem Wasser,“ rufen sie, „denn es wird ein Frost kommen, der würde sie Dir einfrieren machen.“ Erschreckt zog er die Füße aus dem Wasser und wartete, was weiter geschehen würde. Die Planetiden aber umkreisen einmal nach dem andern das „Meerauge“ und rufen dabei: „Holla! holla! holla!“ und so oft sie das rufen, so oft schlagen sie mit ihren Stöcken ins Wasser. Im Nu war schon dickes Eis über das ganze „Meerauge“ gebreitet. Die Planetiden zer schlagen dieses nun mit ihren Stöcken, nehmen Stücke davon heraus, legen sie in die Stampfe und auf den „Perler“ und verarbeiten sie zu Hagel. Der Bauer, welcher, da sie ihm weiter nichts gesagt hatten, Muth bekommt, fragt die Planetiden, wozu sie das thun. Er erfährt mit Schrecken, daß sie vorhaben, sein Dorf durch Hagelschlag zu bestrafen, weil dort eine Magd ihr Kind auf freiem Felde und nicht in geweihter Erde begraben habe. Nun fängt er an, die Planetiden anzuflehen, sie mögen doch wenigstens seine Felder verschonen, da er arm und krank und zur Arbeit untauglich sei. Nach langem Bitten ließen die Planetiden sich endlich erweichen, hießen ihn aber so schnell als möglich in sein Dorf zurückkehren und an allen vier Ecken seines Feldes Lindenzweiglein einpflanzen. Kaum war der Bauer in sein Dorf zurückgekommen und hatte es so gemacht, als auch schon ein furchtbares Unwetter ausbrach und der Hagel bis aufs Letzte alles zer schlug; nur sein Feld blieb unberührt.

Zu den Geistern, welche auf der Erde leben oder in gewissen Augenblicken erscheinen, müssen außer den schon erwähnten „Ertränkern“, den „Wunderweibern“, den „Mittagfräulein“ und „Mamonen“, welche man auch „kleine Göttinnen“ (Boginki) oder „Teufelinnen“ nennt, den „Truden“ und dem „Alten“ noch die „Schrecken“ (Strachy) aller Gattungen gerechnet werden. Dazu gehören natürlich vor allem die „Teufel“, aber auch der „Tod“ und die „Büßerseelen“.

Der Teufel hat menschliche Gestalt, ist aber natürlich kohlschwarz, gleich einem Thier mit einem Fell bedeckt, hat hinter den Ohren hervorragende Hörner, sprühende Augen, an den Händen ungeheure Krallen, rückwärts einen Schwanz, die Füße in Pferdehufe oder in Klauen auslaufend, namentlich in Schweinsklauen. Mit dem Schwein steht er überhaupt nicht auf dem allerbesten Fuße. Wenn er „heirathet“ und dabei auf Straßen und Chausséen herumtanzt und ganze Wolken von Staub aufwirbelt, kann man ihm gleich das Spiel verderben, wenn man ihm zuruft: „Möchtest du dir lieber einen Schweinsnapf auf den Schädel setzen und keinen Staub aufwirbeln!“ Nicht immer jedoch zeigt sich der



Aus dem Dorfe Miesocin, zwischen Tarnobrzeg und Baranów an der Weichsel.

Teufel in dieser seiner gewöhnlichen Gestalt. Er kann sich auch in einen Bauer oder einen Herrn oder Jüngling verwandeln, oder sich in den Körper irgend eines Thiers, z. B. einer Katze „hineinwerfen“. Die Teufel sind gewöhnlich sehr schlau, allein es gibt unter ihnen gescheitere und dümmere, gerade wie bei den Menschen. Am öftesten begegnet er einem Betrunknen, der auf irgend einem öden, menschenleeren Wege heimkehrt. In diesem Falle führt ihn der Teufel vom Wege ab und zieht ihn herum, weiß Gott auf welchen Wegen, die ganze Nacht hindurch. Indessen kann man auch in nüchternem Zustande dem Teufel leicht begegnen, und das ist, ob dieser nun gescheit oder dumm ist, immer gefährlich und schrecklich. Darum fürchten sich auch Viele,

den Namen des Teufels auszusprechen und wenn sie fluchen, so sagen sie: „Daß dich doch alle holen“; das Wort „Teufel“ aber sprechen sie nicht aus. Anstatt „alle“ (wszysey) wurde ehemals (noch im XV. und XVI. Jahrhundert) im Polnischen der Ausdruck „wsciornasci“ (alle) gebraucht. Dieser Ausdruck ist aus der Literatursprache verschwunden und nicht Jeder weiß heute, daß er existirt und was er bedeutet hat. In vielen Gegenden flucht indessen der Bauer noch immer „daß dich wsciornasci holen“ und gibt dadurch naiven Ethnographen Anlaß zu glauben, daß es einstmals bei den heidnischen Polen einen Gott namens Wsciornastek mit einer ganzen Familie von Wsciornastki gegeben habe, offenbar einen Gott des Bösen, da sein Name sich im Fluche erhalten hat.

Den Tod stellt sich das polnische Volk als ein weißgekleidetes Weib, bald ohne alle Attribute, bald mit einer Sense, bald, außer der Sense, mit Säge, Schaufel, Harke und Besen bewehrt, vor. Es sind dies Symbole: der Tod durchschneidet mit der Sense das Leben, mit der Säge stellt er den Sarg her, mit der Schaufel gräbt er das Grab, mit der Harke verstreut er die morschen Überreste und mit dem Besen kehrt er sie zusammen wie den Staub der Straße. Den Tod hat schon mehr als Einer gesehen, denn wo jemand sterben soll, dort erscheint der Tod in manchen Nächten. Sie (die weiße Frau) steht knapp am Hause entweder ganz still da, oder sie pocht dreimal an das Fenster und ruft den mit Namen, den sie holen will. Wenn er sich meldet und fragt „was ist's?“ so ist er verloren. Man soll nicht antworten, sondern schnell und laut „Gegrüßet seist Du, Maria!“ jagen.

Die Beziehungen zwischen den Lebenden und den Dahingeshiedenen sind sehr lebhaft. Namentlich sind es die Eltern, welche zur Nachtzeit ihre Kinder heimsuchen. Der Vater sieht zu, wie seine Wirthschaft geführt wird, die Mutter sieht nach den Kindern. „Da schlafte ich einmal so am Ofen“ — erzählte dem Schreiber dieses ein ihm bekannter Landmann — „da knurrt es, die Thüre geht auf und es tritt meine selige Frau herein, ganz so angekleidet, wie ich sie begraben habe und so weiß, wie Papier. Sie hat sich in der ganzen Hütte umgesehen, hat auf den Ofen, auf mich geschaut, ist dann zu jedem der Kinder hingegangen, bei einem jeden stehen geblieben, und hat es lange angeschaut und endlich hat sie sich bis zur Wiege hingeschoben, wo das Kleine lag — denn bei dem Kleinen ist sie gestorben — und hat sich mitleidig, als wollte sie ihm die Brust reichen, darüber hingebeugt. Da bin ich mit beiden Füßen aufgesprungen und habe sie begrüßen wollen, aber wie oft ich auch die Hände ausstreckte, um sie an mich zu ziehen, so war es immer, als ob ich Luft gehaucht hätte und ich habe sie nicht greifen können; da hat mich ein Schrecken erfaßt und ich habe ausgerufen: „Sadwiś, theueres Weib!“ Da ist sie so wie zusammengeschauert, der Hahn hat zu krähen angefangen und — fort war sie.“ Die Todten soll man nicht lange betrauern, denn das beschwert ihre Seele im ewigen Leben. Am Allerseelestage, wenn um Mitternacht

die Seelen zum Gebet in die Kirche wandeln, kann man sehen, wie einige von ihnen große Krüge tragen, das sind eben die um ihretwillen vergossenen Thränen.

Die armen Seelen büßen die verschiedenartigsten Sünden ab und das an den verschiedensten Orten: in verödeten Schlössern und Häusern, an Kreuzwegen, in der Nähe der Friedhöfe, in wüsten Einöden, ja sogar in Bäume eingeschlossen. In letzterem Falle wimmern sie, wenn ein solches Holz sich im Feuer befindet. Von den büßenden Geistern müssen wir wenigstens die Strzygonen oder Vampyre und die Irrlichter nennen.

Ein Strzygon ist ein Mensch, welcher gestorben ist, aber oft zur Nachtzeit aus seinem Grabe steigt. Man kann aus verschiedenen Ursachen ein solcher Strzygon oder Vampyr werden; sicher aber wird, wer, als er lebte, nicht „gefirmt“ worden ist, nach seinem Tode ein Vampyr. Die Taufe eröffnet den Menschen den Weg zum Himmel, sie allein aber vermag nicht zu erlösen, wenn man nicht die zweite Taufe, das heißt die „Firmungstaufe“, empfangen hat. Der Strzygon erscheint den Menschen in jener Gestalt, die er in den letzten Augenblicken vor seiner Erkrankung oder seinem Tode hatte. Es ist darum auch sehr schwer, ihn von einem gewöhnlichen, lebenden Menschen zu unterscheiden. Gewöhnlich qualmt höllisches Feuer aus seinem Munde; Leute aber, welche viel mit den Strzygonen zu thun gehabt haben, sagen, daß dies nicht immer der Fall sei; doch darin stimmen alle überein, daß schon der Hauch eines solchen Vampyres allein, sei er nun feuer-sprühend oder nicht, unbedingt den Tod herbeiführe, ja manchmal sofort, auf der Stelle. Es ist dem Vampyr auch an nichts so sehr gelegen, als daran, irgend jemandem in den Mund zu „hauchen“ und so ihm das Leben zu rauben. In dieser Absicht fällt er zur Nachtzeit die Leute an, und aus diesem Anlaß hat schon mancher Bauer mit dem Vampyr eine heftige Schlägerei gehabt. Den Vampyr von rechts her schlagen hilft gar nichts; wer ihn besiegen will, muß ihn „von links her“ prügeln. Allein, wenn ein Mensch den Vampyr auch besiegt hat, so darf er nicht denken, daß ihm dieser nichts angethan habe; der Vampyr konnte ihm nämlich in den Mund hauchen, als er eben von seiner Bertheidigung in Anspruch genommen war und den tödtlichen Hauch gar nicht spürte. Es ist also auf jeden Fall eine sehr gefährliche Sache, mit einem Strzygon oder Vampyr auch nur zusammenzutreffen. Doch ist es sehr schwer, ihm auszuweichen, namentlich wenn kein Höllenfeuer ihm aus dem Munde qualmt. Denn woran sollte man ihn denn erkennen? Man sagt, er habe einen blauen Fleck auf dem Rücken, es fehlen ihm die Haare in den Achselhöhlen; allein, wer wird ihn denn auskleiden und so genau untersuchen? Manchmal wird übrigens irgend eine geliebte Person ein Vampyr, z. B. der Vater, der Gatte, der Bruder. Er kommt zur Nachtzeit, das Höllenfeuer qualmt ihm nicht aus dem Munde, er ist ganz so, wie er ehemals war; er hilft bei der Arbeit, er wird das Vieh betreuen, Holz spalten, Erbsen stampfen zc. Vor Tagesanbruch kehrt er in sein Grab

und kommt zur Nacht wieder; er haucht niemandem gewaltjam in den Mund, um ihn zu tödten. Wie soll man ihn da nicht aufnehmen, nicht mit ihm verkehren? Und dennoch; obgleich er niemandem gewaltjam in den Mund haucht, obgleich er bei der Arbeit behilflich ist, so ist seine Nähe doch sehr, ja äußerst schädlich. Das bloße Einathmen der gleichen Luft, die er athmet, wirkt schon tödtlich. Jene, welche mit ihm verkehren, erleichen, wie wenn das Blut allmählig aus ihnen flöße und magern ab. Am besten ist es also, mit den Vampyren niemals etwas zu thun zu haben. Da es nun verschiedene Arten von Vampyren gibt, so gibt es auch verschiedene Arten, sich ihrer zu entledigen. Damit er niemals aus dem Grabe steige, muß man durchaus dieses Grab ausfindig machen. Dazu gibt es verschiedene Mittel. Man muß dem Vampyr einen Faden in die Kleider nähen. Sowie der Hahn kräht, kehrt er zu seinem Grabe zurück und man braucht nur dem Faden zu folgen, um das Grab zu finden. Er wird nicht mehr heraussteigen, wenn man ihm nun ein Blättchen mit dem darauf geschriebenen Namen „Jesus“ zwischen die Zähne legt und ihn im Sarge mit dem Gesichte nach unten kehrt. Wie aber, wenn das Blättchen herausfällt, oder die Mäuse es abnagen? Da wäre er imstande, auf's Neue herauszusteiern und Schaden anzurichten! Darum muß man, wenn jenes nicht hilft, dem Vampyr den Kopf abschneiden und unter den Arm legen. In jedem Falle wird der Pfarrer am besten wissen, was mit diesem oder jenem Vampyre zu geschehen habe; man muß ihm nur alles ganz genau erzählen.

Ehemals hatte man nur von Vampyren gehört, doch ist es sicher, daß es auch Vampyrinnen gibt. Vor einer solchen Dame (denn von Vampyrinnen aus dem Bauernstande hat der Schreiber dieses nie etwas gehört) ist sogar ein Gendarm einmal zum Feigling geworden, wie Herr Swiętek in seinem Werke „Das Volk an der Kaba“ berichtet.

In der Gestalt von Lichtern, welche zur Nachtzeit umher irren, büßen ungetaufte Kinder, so wie auch jene, die zu Lebzeiten jemand ein Unrecht angethan und dieses Unrecht vor dem Tode nicht gut gemacht haben. Die ersten dieser Lichter irren solange umher, bis sie irgend jemand tauft, die andern so viele Jahre, als es Gott ihnen vorgegeschrieben hat. Ihre Qualen können die Erben abkürzen, wenn sie den Geschädigten Genugthuung leisten. Das zugefügte Unrecht kann verschiedener Art sein, z. B. das Behauen fremden Grundes, Diebstahl auf dem Felde oder im Haus, den Feldern durch Vieh bereiteter Schaden, körperliche Verletzungen. Ein solches Büßerlicht irrt dort umher, wo der Mensch, als er lebte, sein Unrecht beging. Er klagt und ruft: „Nckere den Rain ab, pflüge das Ackerbeet!“ u. s. w. Die Irrlichter der ungetauften Kinder sind am allerlästigsten. Sie können nicht sprechen, daher bedrängen sie den Menschen überall, damit er errathe, daß sie nach der Taufe verlangen. Zu fürchten ist ein solches Lichtchen durchaus nicht, es handelt sich nur darum, die Taufe zu vollziehen. Man spricht: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters,

des Sohnes und des heiligen Geistes; bist Du ein Knabe, so sei Dein Name Adam, bist Du ein Mädchen, so sollst Du Eva heißen.“ Man macht nach allen vier Weltgegenden hin das Zeichen des Kreuzes, dann muß man das Hemd, das man auf dem Leibe trägt, zerreißen und eine Hälfte davon ohne Ärmel dem Lichtlein „auf Bindeln“ hinwerfen. Sowie sich dieses vollzieht, erlischt das Irrlicht sofort. Wenn jemand die Taufe vollzöge, aber das Stück Hemd für die Bindeln nicht hergäbe, so würde sich das Irrlicht auf ihn werfen, ihm sein Hemd zerreißen und aus Unachtsamkeit auch noch die Augen ausbrennen.



Die Holzkirche zu Dembno im Sandeher Kreis.

Auch gewisse leblose Dinge können eine außerordentliche Kraft in sich tragen, verschwinden und auftauchen wie Geister. Hierher gehört z. B. der Inklus, eine Münze, welche, so oft sie auch ausgegeben wird, immer wieder in die Tasche ihres Eigenthümers zurückkehrt. Ein Inklus kann jedes beliebige Geld werden; man muß es nur in das Ende des linken Stiefels unter die dritte Zehe legen und den Stiefel neun Tage tragen, ohne ihn bei Tag oder bei Nacht abzulegen und dabei immer an den Inklus denken. Während dieser Zeit darf man sich auch nicht waschen, noch das Vaterunser beten. Ein so gewonnener Inklus hat auch die Fähigkeit, anderes Geld, mit welchem er sich beisammen findet, anzustecken: wenn er davonläuft, nimmt er auch dieses mit sich und bringt es in den Sack

seines „Pfleger“. Gewisse Krankheiten, wie z. B. der Koltun (Weichselzopf) oder das Gościęc (Gliederreißen) sind gleichfalls böse Geister, welche den Leib des Menschen befallen. Der Weichselzopf kündigt sich durch das Einfilzen der Haare auf dem Kopfe an und ist nur ein äußeres Zeichen davon, daß der Gościęc in ihm sitzt. Würde man den Weichselzopf auseinanderkämmen, so würde der Gościęc böse; es entsteht ein entsetzliches Reißen in den Gliedern und der Mensch kann sterben. Es ist daher am besten, den Weichselzopf in Ruhe zu lassen, bis er sich ordentlich einzieht und ablöst. Dann erst darf man ihn abschneiden, und zwar zur Mittagszeit an einem vollkommen heiteren Tage. Den abgeschnittenen Weichselzopf trägt man in einem Säckchen auf der Brust bis zum Charfreitag oder Charjamstag. Am Charfreitag kann man ihn in einen Sumpf einwerfen, am Charjamstag aber unter einer Saalweide vergraben. In beiden Fällen muß man ihn eine gewisse Münze ins Säckchen begeben oder ihn mit Branntwein besprengen. Auf diese Art läßt der begütigte Koltun (Weichselzopf) den Menschen in Ruhe und theilt sich dem Sumpfe oder der Weide mit, welche dann auch verdorrt.

Man hat den Koltun oftmals gesehen, wie er sich in diese oder jene Hütte einschlich, wo er in jemanden hineinfahren wollte. Er sieht aus, etwa wie ein großer Maulwurf oder wie eine große Maus. Man fängt ihn jedoch am leichtesten durch die Beschwörungen irgend eines durchwandernden bösen Menschen, oder indem man ihn aufschreckt, wenn man ihn im Sumpfe oder unter der Weide findet, wohin ein Anderer ihn geworfen. In diesem letzteren Falle darf man weder über ihn steigen, noch das bei ihm befindliche Geld wegnehmen, noch auch ihn auf irgend eine andere Art berühren, denn er wird sich rächen und in den Menschen hineinkriechen. Einst nahm ein junger Bursche dem Koltun einen Kreuzer auf eine Cigarette; aber kaum hatte er diese ausgeraucht, so fing es sofort an, ihn in den Gliedern zu reißen. Es war noch gut, daß der Hauswirth des Burschen das erkannte und diesen anhielt, dem Koltun Abbitte und Genugthuung zu leisten, denn sonst wäre der Bursche zeitlebens ein Krüppel geblieben. Seine Abbitte lautete nun folgendermaßen: „Liebes Koltunchen, ich habe Dir aus Dummheit den Kreuzer weggenommen, ich weiß aber schon, was das bedeutet und bedaure es sehr; erbarme Dich meiner, da hast Du anstatt dieses einen Kreuzers gar fünf und laß mich nicht zu Schaden kommen.“

Zauberer und Zauberinnen gibt es natürlich ohne Zahl. Die Zauberinnen sind namentlich dadurch schädlich, daß sie den Kühen die Milch entziehen oder verderben, und zwar durch ihre Verbindungen mit den Teufeln. Die Zauberinnen kennen sich untereinander, denn an jedem Freitag vor Sonnenaufgang halten sie an den Dorf-, Feld- oder Hutweidegrenzen Versammlungen und Berathungen ab. Auch haben sie einmal im Jahre gemeinschaftlich mit den Teufeln eine Hauptversammlung, und zwar am Charfreitag vor Sonnenaufgang. Bei dieser Zusammenkunft brauen sie verschiedene Kräuter und

unterrichten einander, wie man am besten und wirksamsten fremde Kühe verzaubere. Auf die Berathungen folgt ein Hexensabbath, da die Hexen mit den Teufeln tanzen und sich unterhalten. Zu diesen Hauptversammlungen kommen die Hexen auf Pferden herangeritten, welche in Form und Farbe angebrannten Schürstöcken, Besen oder Schaufeln gleichen, da diese ihre Pferde bei Tage eben jene Geräthschaften sind. Die Pferde der Teufel, denn auch diese kommen zu Pferde, sind pechschwarz und unterscheiden sich von gewöhnlichen Pferden nur dadurch, daß sie weder Mähnen, noch Schwänze haben. Die Begrüßung beim Kommen und Gehen besteht in einem Kusse, und diese Küsse sind es eben, wovon die Hexen so häßlich werden.

Die Hexen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Sammeln der ihnen nöthigen Kräuter auf den Weideplätzen, Feldrainen und Feldern. Es sind dies Kräuter, wie: die Glockenblume, der wilde Rotei, der gelbe Hahnenfuß, der Wegwart, der wilde Thymian, das Hufkraut. Während sie die Kräuter sammeln, wiederholen sie unaufhörlich: „Ich sammle den Nutzen, doch nicht den ganzen.“ Diese Kräuter kochen sie, und mit ihrer Hilfe entziehen sie allen Kühen, welche an diesen Stellen weiden, die Milch. Wer die Hexen sehen will, der muß am Tage vor dem heiligen Adalbertstag vor Sonnenaufgang sich an jene Orte begeben, wo das Vieh auf die Weide getrieben wird, und er wird gewiß dort irgend welche Weiber zu sehen bekommen. Besonders am Charfreitag eilt jede Hexe vor Sonnenaufgang auf die Weideplätze, um Kräuter zu sammeln. Um zu erfahren, welche Weiber im Dorfe Zauberinnen oder Hexen sind, gibt es verschiedene Mittel; man kann sogar durch Anwendung eines entsprechenden Mittels eine Hexe dazu zwingen, sich im Hause des Beschädigten zu stellen. Die Kühe der Hexen haben natürlich einen großen Milchreichthum; allein wenn eine Hexe Kühe hält, so geschieht dies nur, um „nicht merken zu lassen“, daß sie eine Hexe ist, da sie ja nur irgend einen Gegenstand, z. B. eine Leiter, eine Krippe, einen Pfahl, einen Karren, eine Trense, zu verzaubern braucht, ein Gefäß unterstellt und soviel Milch aus dem Gegenstande fließt, als sie nur will.

Außer den Hexen gibt es noch Zauberer, und auch Leute, die, ohne Zauberer zu sein, Mittel besitzen, womit sie außergewöhnliche Dinge vollbringen. Es gibt z. B. in der Fledermaus ein Knöchelchen, welches den Menschen unsichtbar machen kann. Man muß es nur verstehen, dieses Knöchelchen aus der Fledermaus heraus zu bekommen, wofür es eine ausführliche Vorschrift gibt. Wer dieses Knöchlein besitzt, braucht es nur zwischen die Zähne zu nehmen, so wird er sofort für Andere unsichtbar, während er sie selbst vortrefflich sieht. Ein ebenso wunderwirkendes Knöchlein ist auch in der Katze vorhanden, doch nur in einer so schwarzen Katze, daß nicht ein einziges weißes Fleckchen an ihr ist. Die Blüte des Farrenkrautes öffnet jedes Thür- und Vorhängeschloß und hilft Schätze entdecken. Eine ähnliche Beschaffenheit hat auch das Kraut, welches man „Dieb“ nennt.

In manchen kleinen Dörfern gibt es „Wolken-Glocken“, welche auf dazu bestimmten Pfählen angebracht sind, und Läuter, welche von der Gemeinde erhalten werden. Diese Glöckchen haben die Macht, Wetterstürme zu vertreiben und den Hagel von dem Dorfe, ja sogar bis zu einer gewissen Grenze von Nachbardörfern, abzuwenden. Der Läuter muß sehr gut Acht haben, daß zur rechten Zeit angeschlagen werde, sonst kann die Wolke „über die Grenze“ und das Läuten wäre ganz nutzlos. Die Planetiden sind sowohl auf diese Glöckchen, als auch auf ihre Läuter sehr böse. Oft ist es vorgekommen, daß der Planetide dem Läuter das Seil aus der Hand gerissen und gerufen hat: „Laß aus, laß aus!“ Ein solches „Wolken-Glöklein“ einzuweihen ist eine sehr schwere Sache. Der Priester, welcher diese Handlung vollbringen wollte, mußte neun Tage und Nächte unausgesetzt mit sehr „schweren“ Gebeten und Beschwörungen zubringen, und während dieser ganzen Zeit dürfte er weder ein Auge schließen, noch Speise und Trank zu sich nehmen.

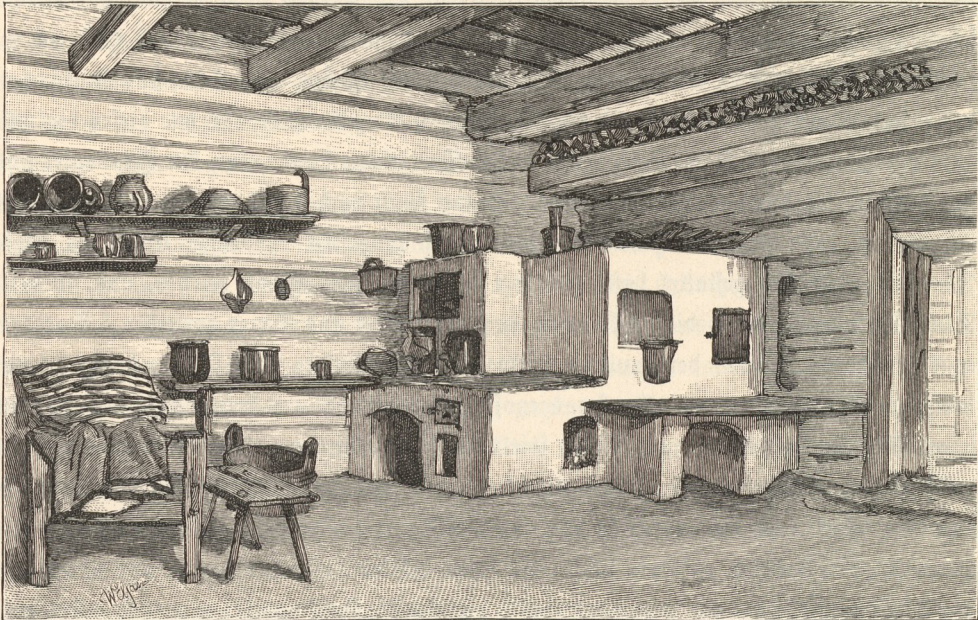
Interessant sind auch die Vorstellungen von den Wechselbeziehungen zwischen Thier und Mensch. Die Katze z. B. hütet nur bis zu ihrem siebenten Lebensjahre das Haus ihres Herrn; später treibt sie sich in verschiedenen Häusern, ja sogar in verschiedenen Dörfern herum, und bei Nacht geht sie an verödete Orte und tanzt dort mit den Teufeln. Der Storch beschützt das Gehege, in welchem er nistet, vor Feuer und Blitzschlag; darum soll man ihm auch nicht einen Bissen spielen, etwa sein Nest zerstören oder seine Jungen tödten, sonst rächt er sich; er bringt im Schnabel einen Feuerbrand herbei und steckt die Gebäude in Brand.

Unter der Weltregierung „Gottes des Vaters“ waren die Menschen Riesen gewesen. Zu einem Peitschenstecken brauchte der Bauer damals eine Fichte, wie sie heute sind, und zur Peitsche drehte er hundert Bündel Hanf. Als unter der Regierung „Gottes des Sohnes“ die heutigen Menschen aufzutauchen begannen, so wunderten sich die anderen ungeheuer darüber. Einer von ihnen nahm einen heutigen Pflüger in den Finger seines Handschuhs, um ihn daheim seiner Gattin zu zeigen und das sammt dem Pfluge, der Egge, dem Wagen, dem Treiber und einem Paar Pferden. Nach der Herrschaft „Gottes des Sohnes“ kommt das Reich „des heiligen Geistes“, dann aber werden so kleine Menschen auf die Welt kommen, daß sie in unseren Öfen dreschen werden.

Feste und Bräuche. — Den christlichen Festkalender eröffnet das Weihnachtsfest. Der Tag vor dem ersten Weihnachtsfeiertage, „Wilja“ (von Wigilie) genannt, ist für alle Schichten der polnischen Gesellschaft ein sehr festlicher, für das Volk aber noch überdies voll geheimnißvoller Bräuche. Der Culminationspunkt des Festes ist die Fastenmahlszeit, welche man im Familientreise in wehevoller Stimmung um die Dämmerstunde einnimmt, und zwar ebenso der Magnat in seinem Palaste, wie der Landmann unter seinem Strohdache. Bis dahin bringen die Landleute den Tag „trocken“ zu,

das heißt, ohne etwas zu sich zu nehmen, es sei denn ein Stückchen trockenen Brodes. Daher der Ausdruck für dieses Fasten: „Trochnen“.

Was sich an diesem Tage ereignet, das wird das ganze Jahr hindurch geschehen; man hat daher jegliche Traurigkeit fernzuhalten, sonst würde man das ganze Jahr hindurch traurig sein. Man hütet sich vor Krankheit, um nicht in der Folge immer krank zu sein; die Kinder hüten sich, Schläge zu bekommen, um nicht das ganze Jahr hindurch geschlagen zu werden. An diesem Tage soll man nichts ausbessern, nichts zu leihen nehmen, es soll kein kränklicher Mensch in das Haus eintreten und, im Falle er einträte,



Das Innere einer Bauernhütte in Radzišów bei Krakau.

muß man, so wie er es verläßt, ihm eine Zwiebel nachwerfen, damit seine Krankheit sich nicht im Hause einnistet. Man soll auch nirgends in Pelz gehüllt eintreten, weil man sonst Geschwüre mitbringt. Wenn hingegen an diesem Tage irgend etwas gelingt, so kehrt das Glück für das ganze Jahr ein. Darum versuchen auch Diebe und Nichtdiebe „ihr Glück“ am Vorabende der „Wilia“. Der Nachbar entführt dem Nachbar, den er necken will, irgend etwas, um es in der folgenden Nacht wieder an den Ort zu bringen, von wo er es genommen. Es kommt vor, daß die Dorfburschen einem Bauer den Karren bis auf den Dachstuhl hinauf schleppen und dort stehen lassen. Der arme Teufel sorgt sich um seinen Karren, während alle, die an seinem Gehöft vorübergehen, in lautes Lachen ausbrechen, bis er endlich selbst unmittelbar vor dem Abendmahl gewahr wird, daß sein Karren auf dem Dache steht.

Die Hausmütter sind vom frühen Morgen an mit Kochen und Backen für die Abendmahlzeit beschäftigt. Wenn die Dämmerung eintritt, sind sie mit allem fertig. Nun tritt der Hauswirth mit einem Bündelchen Heu und einer kleinen Garbe Weizenstroh in die Stube. Bei seinem Eintritt sagt er: „Gelobt sei Jesus Christus!“, worauf die Hausgenossen antworten: „In Ewigkeit, Amen.“ Darauf bringt er aus jeder Getreidegattung ein wenig vom Schönsten seiner Fehsung in Halmen und Körnern herein, und die Hausfrau breitet dieses Getreide und dieses Heu auf dem Tische aus, den sie dann mit einem weißen Tischtuche bedeckt. Sodann legt sie einen Laib Brod und Oblaten darauf, mit welcher letzteren sie der Küster schon früher für einige Tage versorgt hat. Die Kinder schauen jeden Augenblick bald zum Fenster hinaus, bald laufen sie in den Hof, um zu sehen, ob sich der erste Stern noch nicht am Himmel blicken läßt, denn das Auftauchen des ersten Sternes ist das Signal zum Beginn des Abendmahles. So wie dieses beginnt, tritt im Hause lautlose Stille ein. In tiefer Sammlung knien nun der Hausvater und die Mutter, die Kinder, die Dienstmleute und wer sonst noch da ist, nieder und beten das Vaterunser, wo noch der Hauswirth gewöhnlich hinzufügt: „Großer Gott! ich danke Dir auch, daß Du gestattet hast, daß wir diesen heiligen Abend erleben, und ich bitte Dich, Du mögest uns in diesem kommenden Jahre Glück und Segen verleihen.“ Nachdem er aufgestanden, nimmt der Hausvater eine geweihte Oblate vom Tische, bricht sie mit der Frau, den Kindern und allen Hausgenossen nacheinander und bringt dabei einem jeden seine Wünsche dar; an manchen Orten spielt sich dieser Vorgang ohne Glückwünsche, unter andächtigem Schweigen ab. Wenn irgend jemand aus der Familie fehlt, so unterläßt man nie, seiner mit Bedauern, ja oft unter Thränen zu gedenken. Sodann bringt die Hausfrau die Gerichte auf den Tisch, alle setzen sich um denselben herum und es beginnt die Vigilien=Mahlzeit, die man ganz richtig „Postnil“, Fastenmahl, nennt, da alles nach den strengsten Fastenvorschriften ohne Butter, ja sogar ohne Milch, nur mit Öl zubereitet ist. Der Gerichte sind nicht wenig, da der Sitte nach nichts von allem dem fehlen darf, was man in der betreffenden Gegend das ganze Jahr hindurch an Speisen genießt. Der Hausherr segnet jedes Gericht, das man aufstellt, und nimmt den ersten Löffel voll davon. In manchen Gegenden sagt er, indem er den ersten Löffel ausfaßt: „Komm' Wölflein, mit uns faste, komm' Bettler, iß und rast.“ Der Wolf ist natürlich nicht fürs Fasten eingenommen; es spricht daher der erste Vers den Wunsch aus, daß durch den Wolf kein Schaden geschehe. Der zweite Vers bezieht sich auf den alten Brauch, da man zur „Wilia“-Mahlzeit auch die Bettler einlud, was auch heutzutage, wenn auch nicht immer aus Gutherzigkeit, jedoch der alten Sitte halber noch vorkommt.

An der Mahlzeit muß vor allem eine gerade Zahl von Tischgenossen theilnehmen, sonst würde Einer von ihnen das nächste Jahr nicht erleben. Wenn also Einer zur

Ausgleichung der Anzahl fehlt, so lädt man irgend einen Armen ein. Das Essen beginnt mit dem berühmten polnischen „Barjecz“, welcher diesmal mit Schwämmen zubereitet ist, danach kommen abwechselnd Kartoffel, Kraut, Felderbsen, Hafergrütze, Pirogi mit Zwetschkenmuß (analog den österreichischen „Powidltschkerln“) Heidegrütze, gelbe Rüben, Hirsebrei, Mohnnudeln und endlich „Pampucki,“ das ist eine Art aus Weizenmehl bereiteter Krapsen, die in Öl gebacken, mit Zucker bestreut und mit Honig bestrichen werden. Es ist nicht gebräuchlich, während dieses Fastenmahles Bier, Branntwein oder andere geistige Getränke zu sich zu nehmen. Man trinkt Wasser oder den gefochten Saft gedörrter Pflaumen oder Birnen. In manchen Gegenden trinkt man bei diesem Mahle gar kein Wasser und behauptet, daß man im entgegengesetzten Falle das ganze Jahr hindurch von Sodbrennen geplagt würde. Beim Verzehren der verschiedenen Gerichte gibt es in den verschiedenen Gegenden mannigfaltige Bräuche. So z. B. wenn man Kraut zu essen beginnt, versetzt der Hausherr dem ihm zunächst Sitzenden einen leichten Schlag auf den Kopf und spricht dabei: „Falte dich, Kräutchen, falte dich!“ Das wird von den anderen der Reihe nach wiederholt. Wenn sie Erbsen essen, ziehen sie einander ein wenig an den Haaren und sagen: „Winde dich, Erbschen, winde dich!“ oder „Binde dich, Erbschen, binde dich!“ Außerdem faßt der Hauswirth einen Löffel voll Erbsen aus der Schüssel und wirft sie zum Fenster hinaus, indem er spricht: „Da, Wölfschen, nimm die Erbsen wahr, komm' nicht zu uns vor'm neuen Jahr.“ Beim Essen des Hirsebrei's schlagen sie einander auf die Köpfe und sagen: „Büschle dich, Hirschen, büschle dich!“ (wachse in Büscheln). Bei den Kartoffeln sagt man: „Keimt, Kartoffel, keimet!“ Bei Mehlspeisen heißt es: „Vermehr' dich, Getreide, vermehr' dich!“ Wenn man Kraut ißt, so darf man den Löffel nicht davon abschlenkern, da sonst die Raupen im nächsten Jahre das Kraut abnagen würden. Man beobachtet, wessen Schatten während der Mahlzeit der längste und schärfste sei; das Urbild desselben wird am längsten leben.

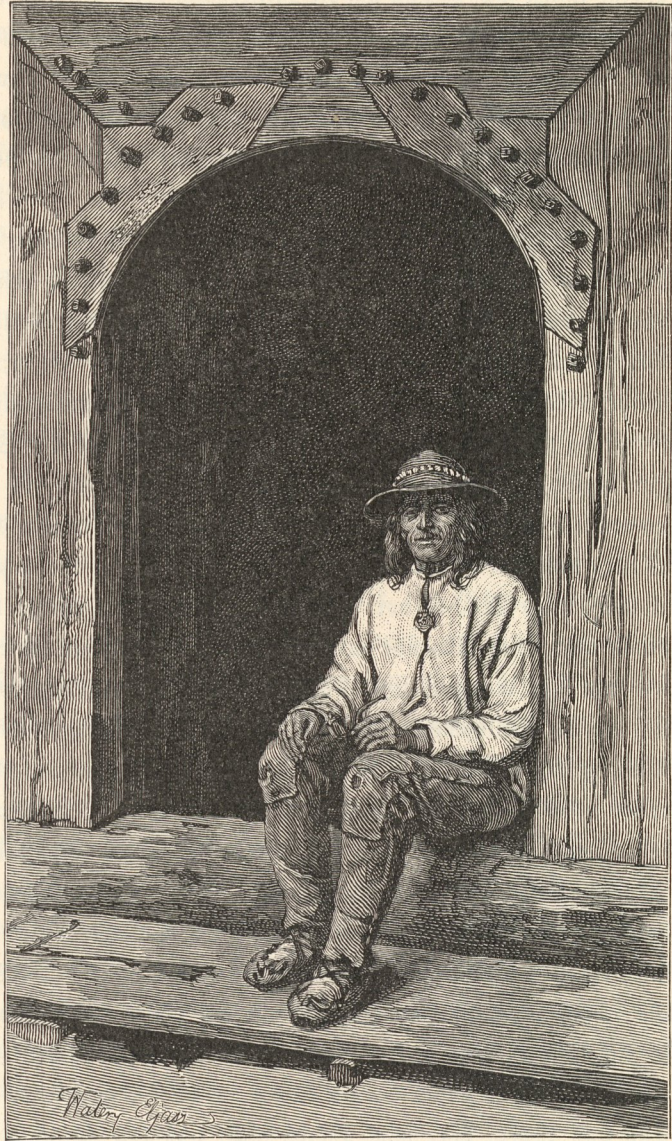
Sobald das Mahl beendet ist, knien alle abermals zum Gebete nieder und danken Gott dafür, daß er ihnen gewährte, diese Vigilie zu erleben, oder sie stimmen eine „Kolenda“, das heißt ein für die Weihnachtszeit bestimmtes Lied an. Die ganze Hütte, das ganze Dorf erdröhnt von diesen Gefängen, daß es ordentlich „schütteret“. Dann verstummt der Gesang auf eine Weile, denn es muß noch Vieles vollbracht werden; der Hauswirth löst die Stroharbe oder deren zwei oder drei, wie viele er eben hereingebracht hat, auf und wirft sammt den jungen Burschen Händevoll davon nach dem Gebälk und der Zimmerdecke; je mehr Strohhalme zwischen den Tragbalken und der Decke haften bleiben, um so reicher wird die Ernte des kommenden Jahres sein. Die Mädchen laufen in den Hof hinaus und rufen: „Holla ho!“ Von welcher Seite nun das Echo zurückhallt, von dort her wird der Zukünftige kommen. Andere laufen bis an den Bach hinaus und

tauchen mit den Händen bis an den Boden. Welche von ihnen ein Stück Leder herausfischt, deren Gatte wird ein Schuster sein; ein Nagel kündigt einen Schmied an, ein Stück Holz einen Tischler, ein Klumpen Erde den Landwirth. Übrigens ist es für Jeden gut, nach der Abendmahlzeit ins Freie hinaus zu gehen und gegen die Berge und Wälder hin zu hauchen, auf diese Weise schützt man sich vor Halschmerzen. Inzwischen hat der Hauswirth mit den Knechten Strohseile bereitet. Er ergreift ein Beil, die Bursche nehmen die Seile und alle begeben sich zu den Obstbäumen. Nun gehen sie der Reihe nach von einem Baum zum anderen. Bei welchem sie stehen bleiben, an den schlägt der Bauer dreimal heftig mit dem Beile an und spricht dabei: „Ich fälle dich, weil du nicht tragen willst.“ Die Bursche antworten bittend: „Oh fällt ihn nicht, fällt ihn nicht, denn er wird noch tragen.“ „Wenn es so ist“ — sagt der begütigte Bauer — „so ist's gut“ und er umwindet den Stamm mit dem Strohband; dieser bleibt nun darauf, bis er von selbst herunterfällt. Wer nun nach der Vigilie des Weihnachtsfestes durch ein polnisches Dorf kommt, der kann leicht solcher- gestalt bekränzte Bäume erblicken.

Auch die Thiere sollen fühlen, daß heute Vigilie ist; darum erhalten sie zur Nachfütterung, was es nur Bestes für sie gibt. Die Pferde, welche gewöhnlich Heu und Häckerling bekommen, haben diesmal mehr davon und noch obendrein Hafer erhalten; die Kühe reichlicheres und besseres Grünfutter, sogar die Schweine bekommen ihren Fraß mit Körnerfrucht vermengt. Die Thiere sprechen in dieser Nacht in menschlicher Sprache miteinander; man könnte da viele merkwürdige Dinge von ihnen erfahren, allein das Belauschen ist gefährlich. Ein Bauer hatte sich, ohne vom Vieh gesehen zu werden, unter eine Krippe gelegt, um zu horchen. „Wir werden“ — sagten die Ochsen zu den Kühen — „bald eine schwere Arbeit haben.“ „Was für eine denn?“ fragten die Kühe. „Fragt doch nicht danach“ — antworten die Ochsen — „wir werden unseren Bauer auf den Friedhof hinausführen.“ So geschah es auch, denn am nächsten Tage war der Bauer gestorben. Doch geht man nach der Bekränzung der Bäume von einer Stallthüre zur anderen, schlägt überall dreimal stark an und stellt gewisse Fragen. Die Schweine werden gefragt, ob das Jahr reich an Eicheleekern sein wird, das Hornvieh fragt man, ob es viel Gras geben wird, die Pferde, ob „wir auf eine Hochzeit fahren werden“. Wenn sich die Thiere im Stalle bewegen, so ist das ein günstiges Zeichen; das allergünstigste wäre es aber, wenn das Schwein grunzen, der Ochse brüllen, das Pferd wiehern würde.

Auf diese Weise ist nun auf dem Hofe schon alles abgemacht, und bleibt höchstens noch übrig (wenn dies nicht schon vor dem Abendmahl geschehen), alles herunterzunehmen, das etwa in der Luft hänge und schwer an Gewicht wäre; denn an einem so hohen Feste wie das Weihnachtsfest, soll auch gar nichts arbeiten und nichts beschwert sein. Die Gewichte der Uhr müssen abgenommen werden, der Brunnenschwengel, wenn er frei hängen sollte,

wird auf den Brunnenrand gestützt u. s. w. Nun versammeln sich Alle wieder in der Stube und wieder durchklingen die geliebten Weihnachtslieder jede Stube, jedes Dorf, jeden Edelhof, jeden Palast des Hochadels, jede Stadt, sofern sie katholisch ist, und so besingt und preist die Geburt Christi ganz Polen in seinen Gebreiten, sowie jeder Pole, wo immer er sich in diesem Augenblick befindet, auf dem Festlande oder auf dem Meere, sei es inmitten der sibirischen Eisfelder, sei es in den Gluthen Brasiliens, sei es nun in Deutschland oder in der Türkei, in Frankreich oder in England. Und so dauert dieser Gesang fort, bis der Glockenschlag die zwölfte Stunde verkündet und das Glockengeläute zur Hirtenmesse ruft. Da eilt alles, was nur kann, zur Kirche; niemand denkt an Schlaf und Ruhe: „Man schläft sich schon noch lange genug aus.“ Wenn man von der Messe zurückkehrt und auch dann nicht mehr schläft, desto besser, da wird man im ganzen kommenden Jahr von der Schlafmühe nicht übermannt. Genau



Ein alter Bergbewohner in der Thüre seines Hauses zu Jafopane.

um die zwölfte Stunde wird das Wasser jedes Brunnens zu Wein; da läuft dann wohl mancher vor dem Eintritt in die Kirche noch schnell zum Brunnen, ob es ihm wohl gelänge, gerade diese glückliche Minute zu treffen und einen Eimer oder eine Kanne voll Wein

heraufzuschöpfen. Allein das ist keine leichte Sache; denn erstens weiß man nicht, ob es gerade Mitternacht ist, wenn die Uhr darauf weist und zweitens darf man in seinem Leben keine Todsünde begangen haben, wenn man dieses Wunder wahrnehmen und von solchem Weine kosten soll. Genau um die Mitternacht der Vigilie gehen auch andere geheimnißvolle Dinge vor. Es blüht z. B. der Haselstrauch auf und seine Blüte verschwindet augenblicklich. Wenn ein Mädchen diese Blüte erlangen kann, so werden alle Burschen in Liebe zu ihr vergehen und sie wird, wen sie will, zum Mann bekommen. Auch ein Bursche kann ein solcher Glücklicher werden. Wer übrigens von dieser Blüte Besitz ergreift, der wird auch reich.

Der Weihnachtstag ist ein so hohes Fest, daß es sogar ungehörig ist, den Fußboden der Stube auszuföhren, welcher am Vorabend mit Stroh belegt worden war. Auch macht man an diesem Tage keinerlei freundschaftliche oder nachbarliche Besuche. Fast der ganze Vormittag vergeht mit dem Gottesdienste in der Kirche, Nachmittags aber ist die Vesperandacht und am Abend werden wieder Weihnachtslieder gesungen, worauf man frühzeitig zur Ruhe geht. Schemals war es in ganz Polen Sitte, am Weihnachtstage zur Kirche zu reiten. Dieser Brauch hat sich noch bei den Lasowiaken erhalten, namentlich in den Dörfern Stale und Mokrzyszów, wovon das erste ungefähr dreiviertel Meilen von der Kirche in Tarnobrzeg entfernt ist, das letztere etwa eine halbe Meile. Schon einige Wochen vor Weihnachten werden die Pferde besser gefüttert und gepflegt, damit man keine Schande aufhebe, wenn man sich mit ihnen zeigt. Am Weihnachtstage um acht Uhr morgens sitzen die jungen und die alten Stalowiaken auf und versammeln sich bei der Heiligenfigur auf der Straße nach Mokrzyszów. Sobald der Dorfsälteste zu ihnen gestoßen ist, setzt sich der Troß von etwa zweihundert Reitern in Bewegung und reitet ohne Sattel im Trab nach Mokrzyszów. Hier erwarten sie an der Wegsäule mindestens ebensoviele Reiter. „Gelobt sei Jesus Christus!“ rufen die Stalowiaken. „In Ewigkeit, Amen“ antworten die andern. Beide Schwadronen vereinigen sich und machen sich auf den Weg nach Tarnobrzeg. Anfangs reiten sie im Trab, bald aber hört man einzelne Stimmen: „Haltet euch gut, Burschen!“ Da entsteht ein rasender Galopp. Da schon niemand sein Pferd, denn auf dieser Strecke von einer halben Meile muß es sich zeigen, wer bessere Pferde hat, die Stalowiaken oder die Mokrzyszower und wer das Beste in seiner eigenen Schar besitzt. Da geht jeder ins Zeug, es ist ein Ritt auf Tod und Leben. Wer vom Pferde fällt, und den Milchbärten geschieht das leicht, der wird nachher von den Weibern tüchtig verlacht. Man läßt die Pferde in der Vorstadt von Tarnobrzeg bei den Bauern von Dzików und geht in die Kirche. Nach dem Gottesdienste Heimritt und die gleiche Wettjagd. Wenn man auf dem Rückwege vom Pferde fällt, so gilt das nicht mehr als so große Schande wie vorher. Allein die Ehre zu zeigen,

wer bessere Pferde hat, ist doch nicht der eigentliche Zweck dieses Ausrittes zur Kirche. Man reitet zur Kirche, sagen die Łajowiaken, weil es eine Sünde ist, einen Wagen zu beladen und darauf zu fahren, und weil übrigens die Pferde dadurch gut gehalten werden. Derselbe Brauch, am Weihnachtstage zum Gottesdienst zu reiten, besteht auch unter der polnischen Bevölkerung Westpreußens, mit dem Unterschiede, daß hier der Priester die Pferde segnet.

Mit dem Stefanstage beginnt ein bewegtes Treiben. Zur Erinnerung an die Steinigung des heiligen Stefan wird an vielen Orten während des Hochamtes Hafer geweiht, womit man den Priester und dann sich gegenseitig bewirft. Vom Abende dieses Tages an beginnt auch das sogenannte „Kolendiren“ (Singen der Weihnachtslieder) und dauert bis zu Maria Lichtmeß. Es thun sich in jedem Dorfe zehn bis zwölf kleine Burschen zusammen, welche Abends von Haus zu Haus gehen und die Lieder singen, die man Kolenda nennt. Sie singen draußen vor den Fenstern oder auch auf des Hausherrn Wunsch in der Stube. Dafür erhalten sie gewisse Gaben an Geld oder anderen Dingen, das auch Kolenda heißt. Die Sänger gehen entweder allein oder mit dem Tur (Auerochs) anders Toruń, der Ziege (Kozą), der Krippe (Szopką) und, vom Fest der heiligen drei Könige angefangen, mit dem Stern (Gwiazda) herum.

„Toruń“ und Ziege ist eines und dasselbe. Das Ding, auch Miś, d. h. Bär genannt, wird dargestellt durch einen Buben, der sich bis zum Gürtel vorneigt und mit einem Kogen oder einer groben Decke bedeckt ist, welche an einen geschnitzten, gehörnten Thierkopf befestigt, über einen Stecken geworfen wird, den der gebückte Bursche unter derselben in der Hand hält, und welcher ihm zugleich als Stütze dient. Der Kopf ist mit Kalb- oder Rehfell überzogen und mit Hörnern versehen; der Unterkiefer ist beweglich und klappert mit dem Oberkiefer zusammen, wenn der verdeckte „Toruń“ nach Bedarf mit dem Schnürchen manipulirt, das er in der Hand hält. Das Maul ist mit rothem Tuche ausgeschlagen, die Stelle der Zähne vertreten Hufeisen, wodurch das Klappern sehr laut wird. Außerdem trägt der „Toruń“ ein Glöckchen am Halse, das bei jeder seiner Bewegungen läutet. Einer der Sänger führt den Toruń an einer Schnur, ein anderer trägt eine kleine Laterne; dazu gehören ein Geiger und einige Sänger und der Zug ist fertig. In die Stube eingelassen, singen sie vorerst irgend eine Kolenda, sodann beginnen die Späße mit dem Bären. Auf Befehl seines Führers begrüßt er bald den Hauswirth, bald die Hausfrau, neigt sich vor ihnen und thut als küßte er ihnen die Hände. Die Kinder laufen natürlich davon. Nun spielt der Musikant etwas auf und Pez beginnt possirlich zu tanzen. Nach dem Tanze befiehlt man ihm, wenn erwachsene Mädchen im Hause sind, diese zu küssen oder ihnen die Stiefel auszuziehen. Da gibt es denn ein Laufen, Lärmen, Kreischen, Lachen! Darauf singen sie noch irgend

eine Kolenda, danken für die Geschenke und ziehen ab, wobei derjenige, welcher den „Toruń“ führt, spricht:

„Komm! Pechen, nun weg,
Steh' niemand im Weg,

Warst hier nicht erschaffen,
Wirst hier auch nicht schlafen.“

Die Krippe, obwohl überall gekannt, ist in der Krakauer Gegend am meisten beliebt. Man baut sie hier in der Form einer Kirche mit zwei Thürmen. Im Innern derselben befinden sich Figürchen oder in Ermanglung dieser Bildchen, welche im Hintergrunde die Gottesmutter mit dem Kinde Jesus, den heiligen Josef, einen Ochsen und einen Esel darstellen. Im Vordergrunde erscheinen Figürchen, welche Opfergaben herbeitragen. Der hinter der Krippe verborgene Knabe recitirt bei jedem neuen Auftreten eines Figürchens Worte, welche die betreffende Person charakterisiren und allgemeine Heiterkeit hervorrufen. Unter den Figürchen befindet sich ein Mazure, ein Ruthene, ein Ungar, dann die Vertreter der verschiedenen Gesellschaftsschichten als: ein Schuster, ein Landmann, ein Hirte, ein verliebtes Paar, Betrunkene, ein Jude und eine Jüdin, eine Heze, der Teufel und endlich der König Herodes und der Tod mit der Sense.

Das Herumziehen mit dem „Stern“ beginnt mit dem Tag der heiligen drei Könige und dauert bis zu Lichtmeß. Ein aus buntem Papier ausgeschnittener, auf Pappe geklebter Stern ist derart auf einem Stab befestigt, daß er sich darauf mit Leichtigkeit herumdrehen kann. An dem Stab ist auch ein kleiner Leuchter mit Kerzen angebracht, welche den Stern beleuchten sollen. Der mit dem Stern herumziehende Troß hält vor den Fenstern und singt Kolenden, wofür er Geschenke erhält. Manchmal vereinigen sich der Toruń, die Krippe und der Stern zu combinirten Vorstellungen.

Das Weihnachtsfest heißt auch die Vertragsfeiertage (Swięta godne); dies kommt daher, weil am Stefanstage der Vertrag mit den Dienstleuten für das kommende Jahr abgeschlossen wird. Außer einer Bewirthung erhält der Dienstbote ein Geldgeschenk als Sicherstellung, daß er am Dreikönigstag seine fernere Bereitwilligkeit, im Dienste zu bleiben, erklärt. Daher das Sprichwort: „Am Stefanstag ist jeder sein eigener Herr.“

Am Neujahrstage, sobald der Morgen graut, ziehen in vielen Gegenden ganze Haufen von jungen Burschen mit über die Achsel gehängten Taschen von Haus zu Haus um die sogenannten „Szczodraki“. Es sind dies sehr kleine Brode, welche am Vortage eigens zu diesem Zwecke gebacken wurden. Nachdem diese „Schtichodrakschaken“ (Szczodraczarze) in die Stube getreten, sagen sie:

„Gelobt sei Jesus Christus,
Viel Glück und Segen zum neuen Jahr,
Bleibt stets von allen Schmerzen bar,
Hoggen und Weizen soll Euch gedeih'n,

Vom Winterforn führt auch viel ein,
In jedem Winkel soll's Behufache sein.
In Kammer und Stall, in Speicher und
Schem',

Euch werd' gebor'n
 Wie ein Trog das Korn,
 Der Weizenchoß,
 Wie ein Häußling groß,
 Die Bohnenrippe

Wie 'ne Futterkrippe,
 Der Hafer rund
 Wie ein Eimer und
 Der Wein so stramm
 Wie ein Eichenstamm."

Nachdem sie die Brode erhalten haben, folgt die Dankfagung in der Form eines Glückwunsches zum neuen Jahr.

Am Dreikönigstage wird in der Kirche die Einweihung der Kreide, des Weihrauches und der Myrrhen vorgenommen. Nach dem Gottesdienste schreibt man mit der geweihten Kreide auf alle Thüren der Bauernhöfe die Anfangsbuchstaben der drei Könige und setzt das Zeichen des Kreuzes darunter. Hier und dort zieht man auch mit der Kreide eine „Kette“ um das ganze Haus herum, damit das „Böse“ keinen Zutritt habe. Auch Myrrhen und Weihrauch schützen vor dem Bösen, dienen zum Beräuchern des Viehes, ehe man es auf die Weide treibt und als Arzneimittel etwa gegen plötzlichen Schreck.

Der zweite Februar (Maria Lichtmeß) heißt das Fest der „Muttergottes von den Kerzen“, da an diesem Tage das Weißen der großen Wachskerzen vor sich geht, welche man Gromnice nennt, da sie, zur Zeit eines Gewitters angezündet, vor Wetterschlag (Grom) schützen. Man legt sie auch Sterbenden in die Hände. Wenn man eine solche geweihte Kerze in einen kleinen Kübel befestigt, sie anzündet und in ein fließendes Wasser läßt, so kann man leichter als sonst einen Ertrunkenen auffinden; Kühen, welche mit einer Gromnica beräuchert wurden, kann eine Hexe nicht beikommen. Nach dem Feste der „Muttergottes von den Kerzen“ wird das Umherziehen mit dem Torum, der Krippe und dem Stern und jegliches Kolendiren eingestellt.

Der Carneval (Zapusty), auch Mięsopusty¹ und Ostatki (Überbleibsel) genannt, wurde ehemals sehr geräuschvoll begangen: „Wenn schon Fasching ist,“ sagte man, „dann ist Fasching: 'rein mit zwei Speckseiten ins Kraut, Weib!“ Man bewirthete einander in den Häusern reichlich mit Speck und Würsten, in den Schenken trank man auf Tod und Leben und tanzte „zum Umfallen“. Welche Hausfrau im Fasching nicht tanzte, der gedieh dann weder der Hanf, noch der Wein. Das waren kostspielige und fast immer Ärgeriß gebende Dinge. Der heutige Carneval hat keine Ähnlichkeit mehr mit dem einstigen. Sehr selten sieht man heutzutage die sogenannten Bekusy (Bachuse), welche noch vor dreißig Jahren so allgemein waren. Es war dies ein Trupp von jungen Leuten in seltsamen Verkleidungen: darunter ein Bettler, ein Jude, ein Türke, ein Weib, ein Fräulein, ein Drahtbinder, ein Zigeuner mit einer Zigeunerin, der Teufel und der Tod; dazu eine ganze Hochzeit sammt den Musikanten, ein Gendarm mit einem Dieb, ein Sequestrator mit einem Polizeibeamten

¹ Ungefähr Fleisch-Ausgelassenheit, von Mięso = Fleisch und puścić = loslassen.

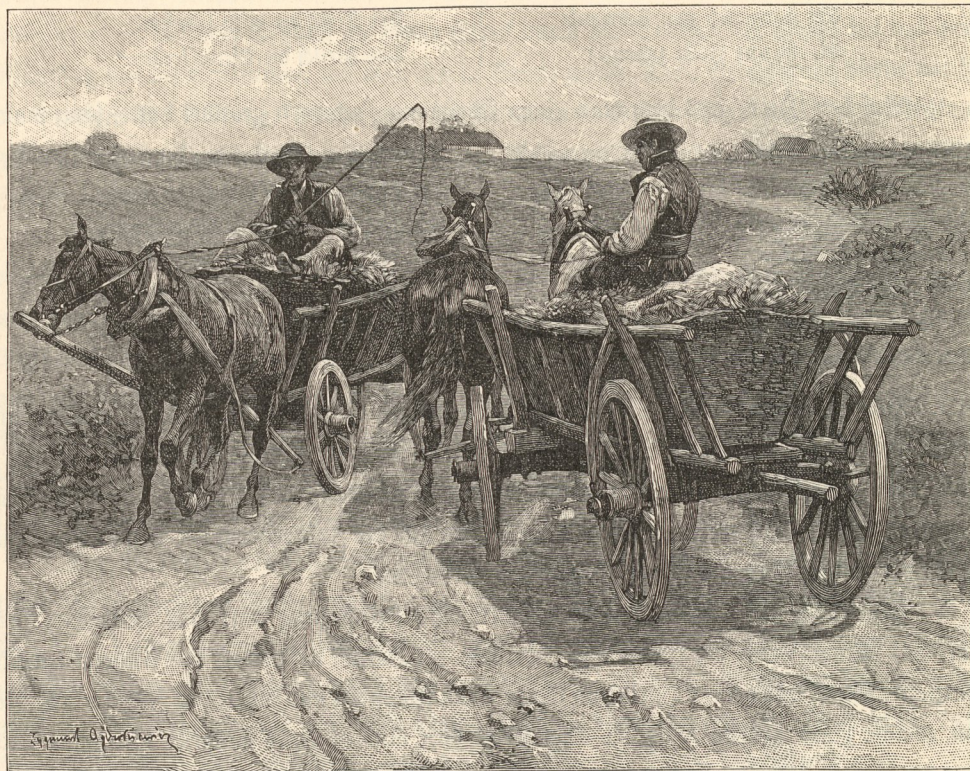
und ein Bauer zu Pferde. Dieser ganze Troß, sachgemäß charakterisirt und in seine Rolle eingeübt, zog im Dorfe von einem Bauernhof zum andern und nahm Geschenke entgegen, der Bettler an der Spitze, mit seinem Stabe gleichsam den Weg durch die Haufen der Zuschauer bahmend. Man nannte diese Schaustellung daher auch „den Zug mit dem Bettler“. Dieser Letztere trägt einen nach außen gefehrten Schafpelz, der mit einem Strohseil gegürtet ist. Im Gürtel steckt ein Rosenkranz aus Kartoffeln, auf dem Kopfe trägt er eine hohe Mütze aus Pappe, welche mit farbigem Papier überklebt und mit einem Strauß von Fichtenreisig und Bändern geschmückt ist. Er schreitet gravitatisch einher und spricht dabei ein aus allerlei Witz und Sinnlosigkeiten zusammengesetztes Paternoster, das allgemeines Gelächter erregt. Es herrscht großer Lärm und doch will jeder ihn hören; da entsteht denn ein großes Gedränge. Er aber erhebt seinen Stecken und theilt Hiebe aus. Der Zigeuner und die Zigeunerin wahr sagen, „bereden“ verschiedene Krankheiten und produzieren sich von Zeit zu Zeit im Tanz. Der Drahtbinder ruft fortwährend: „Töpfe her zum Binden!“, zer schlägt aber alle Töpfe, die man ihm reicht. Bräutigam und Braut gehen gleichsam zur Trauung, die Musik spielt auf, also haben die Brautführer und Brautjungfern bald zu tanzen, bald zu singen. Der Teufel mit einer großen Heugabel und der Tod mit seiner Senfe gehen Arm in Arm wie gute Bekannte einher und tanzen ab und zu. Der Gensdarm eskortirt einen gefesselten Dieb, welcher ein Felleisen mit gestohlenen Sachen trägt, macht dabei Recherchen und notirt Angaben, der Sequestator mit dem Polizeibeamten schreiben, so oft sie in eine Bauernwohnung eintreten, die Federbetten, die Pferde und Kühe, als für Steuer und Schulden verpfändet, auf, der angeheiterte Bauer reitet hin und her und stößt in die Trompete. Das Pferd ist natürlich ein künstliches, der Gestalt des Bauers angepaßtes. Kopf, Hals und Hintertheil sind aus Holz geschnitzt, der Bauch ist aus einer Futterchwinge hergestellt und mit zwei Löchern versehen, durch welche die Beine des Reiters gehen; das Pferd ist weiß, da es mit weißem Segeltuch überzogen ist. Dieser Aufzug wurde auch „das Herumgehen mit dem Fasching“ genannt, wobei der Bettler den Fasching repräsentirte. In manchen Gegenden ziehen sie nur mit dem Bettler und dem Schreiber umher, in anderen nur mit dem Reiter, welcher Konik (Pferdchen) genannt wird. Die Burtsche, welche das Pferdchen begleiten, singen:

„Springe Pferdchen, springe,
Über'n grünen Rain,
Wo unser Pferdchen springet,

Da's Früchtchen wird gedeih'n,
Wo's nicht vorüber springet,
Da wird's auch nicht gedeih'n.“

Das oben geschilderte Schauspiel wurde gewöhnlich am Faschingsdienstag abgehalten. Mit dem Aschermittwoch oder „Eingang=Mittwoch“ (wstępna środa) beginnt das Fasten, ein sehr strenges Fasten, da sich das Volk in dieser Zeit sogar vom Genuße der Milchproducte enthält, so daß Öl das einzige Fett ist, dessen man sich zum

Schmalzen der Speisen bedient, und zwar ist dieses ein aus Lein- oder Hanffamen bereitetes Öl. Das Fastenbrechen, wenn auch nur an gewissen Tagen, „durchlöchert“, wie das Volk sich ausdrückt, die großen Fasten; „durchlöcherte“ Fasten aber müssen für den lieben Gott dasselbe sein, was für einen Menschen das Geschenk eines durchlöcherten Kleides ist. Es fällt jedoch schwer, so unvermittelt vom lustigen Carnevalsleben zu einem Leben voll Kasteiung überzugehen; so hörten denn, obwohl mit diesem „Eingangstage“



Wagenfahrt im Sommer.

die strenge Fastenzeit thatsächlich begann, sogar an diesem Tage die Belustigungen noch nicht auf.

Die Liebesspeise des polnischen Volkes ist der saure Zur (sprich jour) oder auch Barzecz, das heißt eine Suppe, welche aus gegohrenem Mehl bereitet wird. Diese Saueruppe vertritt die in anderen Ländern beliebten Getränke, wie Kaffee, Thee zc. und macht zur Fastenzeit und während des Advents das Hauptgenußmittel des Volkes aus. Von den Fischen ist es der Häring, welcher am häufigsten zur Nahrung dient. So erschien denn am Aschermittwoch der „Carneval“ als Reiter zu Pferde und hielt in der Hand ein mit Aiche gefülltes Säckchen, an welches ein Häring angebunden war, während das ihn

begleitende Gefolge von Hausfrauen gekochte Sauerjuppe in einem Topfe einhertrug. Während man so im Dorfe einherzog, besang man bald den „Carneval“, bald die Sauerjuppe. Der Carneval wurde folgendermaßen besungen:

„Herr Fasching sitzt zu Pferde,
Die Hausfrau'n unterdessen,
Die sorgen, was da sein wird,
Zur Fastenzeit zum Essen?
Ein Häringfaß zum Schmause
Ei, eßt und bleibt zuhause!

Ein Faß voll Bier daheim steht,
Ei, trinkt so viel hineingeht,
Herr Fasching sitzt am Wagen,
Das Fleisch band er mit Stricken,
Der Strick der reißt indessen,
Das Fleisch die Pferde fressen.“

Auf den Zur, aus dem man einen Edelmann Żurowski gebildet hatte, sang man:

„Wie geht's Euer Liebden, o Herr von Żurowski?
Euch schmauset sogar jetzt der edle Krakowski?
Ich schaffe Euch an, mein' lieber Żurowski,
Strümpfschen hochrothe,
Eine grüne Kapote.
So habt Ihr ja dann, mein lieber Żurowski,
Der Arbeit genug durch die Fasten,

Und könnt am Charjnamstag erst rasten.
Der Aschermittwoch kommt heran,
Den Zur kocht die Frau Mutter dann
Und der Herr Vater sitzt im Loch —
Ei, Herr von Żur, wie geht's Euch doch?
Wivat! Wivat! Wivat!“

Herr Krakowski nannte man den jedesmaligen Castellan von Krakau, welcher im polnischen Senat den ersten Stuhl einnahm. Die im Liede erwähnten Farben des Zur, roth und grün, haben durchaus nichts mit der Darstellung des Frühlings und Mai zu schaffen, wie Kolberg meint, sondern beziehen sich auf die Zubereitung der Suppe aus dem Saft der rothen Rüben und der Zuthat von Grünzeug.

Eine noch mehr verbreitete Aschermittwochs-Belustigung war das Schleppen des Klotzes (Kloc). Einer der Hauswirthe, welcher, als Bettler verkleidet, den Aschermittwoch darstellen sollte, hatte einen Häring an seinen Stab gebunden und führte den Zug der Knechte an, welche einen großen Klotz an einer Kette oder mittelst eines Wagens schleppten und auf der Straße jeden einfingen, den sie nur trafen, ihn einspannten und unter allgemeinem Gelächter und Gespötte mitziehen hießen bis zur Schenke, wo er sich durch eine Bewirthung loskaufen mußte. Die Strophen des Alten erklären, warum man in den Klotz gespannt wurde:

„Der Aschermittwoch heut' antritt,
Bring' schweren Klotz und Armut mit;
Hat Sauerjuppe viel gemacht
Für uns und unsre Knecht' und Magd.
Ich aber führ' von weitem her,

Führ' euch den Klotz, so groß und schwer,
Auf daß ihr von ihm lernen wollet,
Wie Ihr es gleichfalls machen sollet:
Die Söhn' vermählten Mann für Mann
Und die Töchterchen jodann.“

Auf diesen Tag bezog sich eine später in den Carneval verlegte ausschließlich Krakauer Belustigung, welche „Zomber“ (Comber) genannt wurde. Es war das ein Fest

der Krakauer Marktweiber und Höckerinnen, zu welchen sich auch das übrige Volk gesellte. Eine Musikbande mit Gefolge zog auf den Marktplatz hinaus und es begannen verschiedene Tänze. Wer nur immer des Weges daher kam, wurde in die allgemeine Belustigung hineingezogen, wer aber nicht tanzen wollte, der mußte sich loskaufen. Sogar Höflinge und hohe Würdenträger wurden im Vorbeifahren aufgehalten, sie mußten aussteigen, sich loskaufen und konnten erst nachher unter Schreien und Hochrufen wieder weiter fahren. Gegen Mittag schleppte man aus der Vorstadt Piasek einen mit Stroh ausgestopften Popanz unter lustigem Geschrei an einem Strick durch die Straßen der Stadt bis auf den Ringplatz vor die Sukiennice, wo man ihn in Stücke zerriß. Diese Belustigung dürfte durch die deutsche Bevölkerung, welche hier im Mittelalter vorherrschend war, nach Krakau gekommen sein. Dies bekräftigt auch schon der Name derselben, welcher sich wohl auf die Zurufe bezieht, die zum Loskauf aufforderten: „Zum Bier!“

Vom Aschermittwoch bis zur Mittfastenzeit und dem Palmsonntag fließt das Leben ernst und ruhig dahin. Am Mittwoch, welcher dem Mittfasten-Sonntag vorangeht, hatte man den Brauch, die Mittfasten auszuschlagen. In der Nacht dieses Tages, wenn das ganze Dorf in Schlaf versunken war, zerhug man alte Zurtöpfe an den Hausthüren, zum Zeichen, daß die halbe Fastenzeit vorüber sei. In den Städten pflegten die Jünglinge vor den Mädchen und diese hinwieder vor jenen mit Asche angefüllte Töpfe auf die Erde zu werfen. Nachdem sie solchermaßen den Vorübergehenden mit Asche bestäubt hatten, riefen sie, indem sie davonliefen: „Mittfasten, edler Herr!“ und „Mittfasten, Jungfräulein!“

Am Palmsonntag herrscht bis heute überall die Sitte der „Palmenweihe“, das heißt das Segnen von Reisigsträußchen und Baum-, meist Weidenknospen oder „Kätzchen“. Mit dem heimgebrachten Palmsträußchen geht der Hirte oder die Hirtin in den Stall, gibt den Kühen einen Schlag damit und ermahnt sie: „Gieb viel Milch und schlag' nicht aus! Friß' ordentlich und laß' dich melken!“ Nach dieser Ermahnung steckt man das Sträußlein hinter das „Gebäck“, damit die Hexe sich vom Stalle fernhalte.

Der Teufel schaut das ganze Jahr nicht in die Kirche hinein, am Palmsonntag aber muß er durchaus beim Evangelium zugegen sein. Da sind denn alle Schätze, die der Böse bewacht, ohne Aufsicht, arbeiten sich aus dem Erdinnern an die Oberfläche herauf und „brennen sich an“ (Przepalają się). Angebranntes Geld kann man dem Teufel entwenden; man muß sich aber sehr beeilen, damit er nicht vorher aus der Kirche herzukomme, denn er reißt dem Betreffenden den Kopf ab und trägt ihn in die Hölle. Wer also in der Kirche am Palmsonntag während des Evangeliums ins Freie hinausfieht und ein flammendes Feuer auf dem Felde erblickt, der soll so schnell als möglich zu dieser Stelle hinlaufen und irgend einen Bestandtheil seiner Kleidung über das Feuer werfen: einen Ring, die Mütze, Stiefel, den Gürtel, kurz was immer. Dann muß er graben, so wird er den Schatz unter der

Erde finden. Hat er einen Ring darübergeworfen, so muß er „fingertief“ graben, hat er Stiefel hingeworfen, so gräbt er „bis an die Knie“, einen Gürtel, „bis an den Gürtel“, hat er aber die Mütze geworfen, so muß er in der Höhe eines Menschen graben.

Zur Erinnerung an Christi Einzug nach Jerusalem waren ehemals Schaustücke gebräuchlich, welche, wie viele andere, nachdem sie von der Schuljugend ausgegangen waren, auf das Volk im allgemeinen übergingen und unter dem Namen „Puherniki“ und „Koniarze“ bekannt waren. Die „Puherniki“ (pueri) waren närrisch verkleidete Bauernknechte. Sie gingen am Palmsonntag von Haus zu Haus, sagten lustige Ansprachen her und erhielten Geschenke. Die „Koniarze“ unterscheiden sich von den Vorhergehenden nur dadurch, daß sie anstatt zu Fuße zu gehen auf künstlich gezimmerten Pferden geritten kamen. Wie aus den erhaltenen Ansprachen hervorgeht, traten die Puherniki, sowie auch die Koniarze anfangs in Begleitung von zwei oder mehreren Personen auf, welche den ihnen zugetheilten Rollen angemessen verkleidet und eingeübt waren.

Die Osterwoche gab hinwieder Anlaß zu vielen Schaustücken und Gebräuchen, welche sich bis zum heutigen Tage erhalten haben. So machen sich am letzten Mittwoch zur Zeit der Frühmette, wenn nach Abfingung eines jeden Psalmes eine Kerze am Altar ausgelöscht wird und die Priester mit den Brevierern an die Bänke schlagen, übermüthige Bursche vor der Kirche einen Spaß „mit der Kaze“. Schon vorher hatten sie einige Töpfe auf einen Baum gehängt. In einem davon aber, den sie mit Asche angefüllt haben, ist eine Kaze eingeschlossen. Nun wirft Einer aus der übermüthigen Schar die Töpfe auf die Erde. Sie zerbrechen mit großem Getöse und die erschreckte Kaze nimmt Reißaus unter dem Lachen und Lärmen der halbwüchßigen Burschen.

Am Gründonnerstag gab es das Spiel mit dem „Judas“. Die jungen Bursche machten einen mit Leinwand überzogenen Strohmann und hängten ihn in dieser Nacht an einen Baumast vor der Kirche auf. Nach der Mette „schnitten sie ihn ab“, schleppten ihn durch die Gassen, schlugen ihn und ertränkten ihn endlich im Bache. Dieser Brauch hatte sich bis in die jüngste Zeit im Koczycer Bezirk erhalten, und er war es auch wohl, welcher den polnischen Chronisten (Dlugosz, Bielski) zu einer Sage Anlaß gab, aus welcher einige kritiklose Ethnographen gar zu weitgehende Folgerungen ableiteten, wie z. B. daß diese Belustigung ein Überbleibsel aus heidnischer Zeit sei, die Grablegung des Winters und zugleich die Begrüßung des Frühlings darstelle.

Am Charfreitag wird in allen Kirchen das heilige Grab aufgerichtet, wohin sich die Andächtigen eifrig drängen, um ihre Gebete zu verrichten.

Zu Mitternacht zwischen dem Gründonnerstag und dem Charfreitag reiten die Hexen, auf Spaten sitzend, dreimal rücklings um die Kirche herum, damit es ihnen bei der Milchwirthschaft glücke. Abergläubige waschen sich zwischen der ersten und der zweiten

Nachmittagsstunde Kopf, Hände und Füße, um sich vor Ausfatz zu bewahren. Um das Vieh vor dem „Unreinen“ zu beschützen, graben die Hauswirth am Charfreitag vor Sonnenaufgang auf ihrem Felde je neun Würzelchen Klee für jedes Thier aus und geben es ihm dann zu fressen.

Am Charjamstag findet nach dem Gottesdienste auf dem Kirchhof die Feuer- und Wasserweihe statt. Zu diesem Zwecke wird ein ungeheuer großer Wasserkübel hingbracht



Schlittenfahrt.

und von Schlehndornzweigen ein Feuer angemacht. Nach der Ceremonie des Weihens schöpfen die Gläubigen mit Krügen und Flaschen von dem Wasser und nehmen auch erloschene Kohlen und halbverbrannte Dornenzweige mit sich. Mit dem Wasser besprengt man das ganze Haus ringsum, dann die Hausgenossen und das Vieh. Die Dornenzweige und Kohlenreste steckt man in den Acker, da dies vor dem Hagel schützen soll.

Übrigens geht der Charjamstag den Hausfrauen unter den Vorbereitungen für die Feier des „Święcone“ (das Geweihte) hin, eine Feier, die in keinem polnischen Hause fehlt. Das „Geweihte“ besteht aus Eiern, dem verschiedensten Backwerk, Geräuchertem,

Spezereien und Getränken, welche man an den Osterfeiertagen genießen soll. Je wohlhabender die Familie, um so großartiger ist das „Geweihete“. Bei den Bauern besteht es zumeist aus Eiern, Speck, Würsten, Brod, Osterfleck, Käse, Butter, Kren und Salz. Die Hausfrauen tragen alles dieses am Samstag Nachmittag an einen bestimmten Ort, oder wenn sich eine Kirche im Orte befindet, in diese, um es durch den Priester weihen zu lassen. In den Städten pflegen die Geistlichen von Haus zu Haus zu gehen und weihen dort das Vorbereitete, da dessen so viel ist, daß es schwer wäre, damit in die Kirche zu wandern. Dasselbe gilt von den Edelhöfen auf dem Lande.

Die Osterfeiertage. Sofort nach der Messe erfolgt am ersten Feiertag das Essen des „Geweiheten“. Man beginnt mit den Eiern, welche man miteinander theilt, wobei man sich gegenseitig, wie bei der Vigilie, Glückwünsche darbringt. Das zweite Gericht ist ein Zur, aber nicht mehr eine magere Fastensuppe, sondern eine solche, die mit Eiern, Wurst- und Speckstücken zubereitet ist.

Als Beweis für das Gepränge, mit welchem man seit alten Zeiten in Polen das „Geweihete“ herstellt, möge hier eine Beschreibung aus dem XVI. Jahrhundert dienen. Es ist dies ein Brief des Nikolaus Pszonka, eines Cavaliers Jan Tarnowski's, welcher sich in jungen Jahren in den Kriegen Kaiser Carl V. ausgezeichnet, von diesem den Grafentitel erhalten hatte, später in der Heimat den höchsten militärischen Rang, den eines Hetmans, einnahm und sich durch denkwürdige Thaten, sowohl im Frieden, als im Kriege, mit Ruhm bedeckt hat. Diesen hervorragenden Hofwürdenträger hatte ein Krakauer Bürger namens Chroborski zum „Geweiheten“ eingeladen und der ihn begleitende Höfling hat diesen Besuch in einem Briefe an seine Gattin folgendermaßen beschrieben: „Ich werde es nicht auszusprechen, oder Euer Liebden, meiner herzallerliebsten Salusia, davon ein Bild zu geben vermögen, was für eine Schwelgerei hier vorgeht zur Zeit der österlichen Auferstehung unseres Herrn! Hat man doch dergleichen nicht gesehen oder gehört in unserer Gegend. Hier kann sich ein Bürger stolz halten, wie der Herr Wojewode selbst, denn er hat auch Grund dazu. Du tritt'st in die Remnate, wie in ein Schatzhaus. An den Wänden glänzen reiche Tapeten, die Schreine sind mit Schüsseln angefüllt, mit Krügen, Bechern, silbernen Kelchen, daß Dir die Augen übergehen! Die Herrin selber mit Ohrringen von Rubinen, Brillanten; Perlen am Halse, wie die größten Erbsen und das nicht nur ein Paar, sondern fünf, sechs, acht Schnüre und eine der anderen gleich, wie Thränen. Ich werde Euer Liebden jene seidenen Gewänder nicht beschreiben, da Ihr selbst mit Gottes Hilfe genug davon habt, um es anzulegen. Die Jungfrauen, das muß ich Euer Liebden gewissenhaft gestehen, sind zierlich wie Dianen und eine schöner wie die andere. Die reichsten Bürger gehen meist schwarz gekleidet. Ach! wenn Euer Liebden nur die Busennadeln sehen könnte! Die Busennadeln an dem Halse dieser Krösusse!

Da muß ja, Gott verzeihe die Sünde, der Teufel ihnen Geld dazu geben! Sie treiben aber Handel mit der halben Welt, kein Wunder, trägt denn das wenig ein? Aber es ist schon hohe Zeit, daß ich Euch alles beschreibe, denn das wird Euch ein liebliches Lesen sein; und bei Gott kann ich's betheuern, daß alles die reine Wahrheit ist, wie ich es selbst gesehen und genossen habe bei der geweihten Tafel des wohlledlen Herrn Nikolaus Chroberski, des Rathsherrn, wahrhaft ehrenwerthen und hier sehr angesehenen Bürgers, für den es nichts Besonderes ist, sogar bei des Königs Gnaden Majestät gesehen zu werden. Er hat also seine Gnaden den Herrn Hetman, unsern Principal, zum geweihten Ambiß eingeladen, sammt einigen von uns, gradaus nach der Messe in der Marienkirche, wo unser gnädiger Herr der allerdurchlauchtigste König mit seiner allerlieblichsten Königin Basia (so sagt er immer zu ihr), dem ganzen Hofstaat und den vornehmsten Herren sich am Ostermontag befanden, allwo der geistliche Herr Petryzy, ein, wie man hört, großer Favorit des allergnädigsten Herrn, die heilige Messe celebrierte. Wie also das heilige Amt unter Gottes Segen glücklich zu Ende gegangen war, fuhren unsere Hochgeborenen Excellenz in ihrer Carrosse gradaus zum Haus des wohlledlen Herrn Chroberski auf der Brazkerstraße (Brüderstraße) und wir zu Pferde ihm nach. Wir treten in die große Stube, und das an des Herren Seite, denn dieser war an diesem Tage gar seltsam gütig und gnädig; denn das trifft sich bei ihm nicht immer, allein wenn er schon einmal gut ist, da wolltest du ihn unter die Engel setzen. An der Schwelle wurde er von Ihrer Gnaden der Dame Chroberska begrüßt, hat ihr eine wunderschöne Reverenz gemacht und ihre Tochter, die wohlledle Jungfrau Agnes, so gleich einer Rosenknospe im Erblühen da stand, hat er auf das Gütigste auf die Stirne geküßt und hat gleich den Schnurbart gedreht und mit dem Auge nach ihr hingeblickt. Anjekten wurde eine zweite mit Ebenholz und Perlmutter eingelegte Eichenthüre geöffnet und ich habe förmlich meine Augen dort vergessen, obwohl es mir nichts Neues ist, Reichthümer zu sehen; nur daß dieses bei einem Bürger war und daß man noch nicht gesehen hatte, was Krakau ist! Hier also, daß Ihr es vor Euch sehen könnt: ein Eichentisch mitten in der Stube, so daß hundert Menschen bequem daran sitzen und essen können. Ein einziges großes Tischlaken darauf, aber kreuzweis zusammengenäht so, daß man das kaum unterscheiden konnte, wenn man nahe hinsah. Darauf stand was ich hier beschreiben will, denn ich habe mir ein jegliches Ding gut gemerkt, um Euer Liebden eine wahrhaftige Relation geben zu können. Auf sechs silbernen Schüsseln von herrlicher Arbeit waren geräucherte Schweinskeulen. Auf andern sechs Schüsseln waren zu sehen zwei kugelrunde Ferkel, Würste von einer Länge von vier Ellen zum wenigsten, von herrlichem Dufte, von der Farbe des dunkeln Krokus, umgeben von Reihen geweihter und bemalter sowie beschriebener Ostereier in allen Farben, aber zumeist in krebserother Farbe. Das Fleisch hatte einen herrlichen Überzug von Fett, das in die

Rosenfarbe hinein spielte. Zwischen diesen Schüsseln standen Figuren von köstlichem Teige bereitet, welche seltsam kurzweilige Geschichten darstellten. Da zog z. B. Pontius Pilatus dem Mohammed Würste aus der Tasche heraus; und es ist doch bekannt, daß Juden und Türken kein Schweinefleisch essen, das war also ein lustiges Epigramm auf sie. In der richtigen Mitte auf dem Tische, da stand ein wunderschönes Lämmchen aus Butter, von der Größe eines natürlichen Schäfchens; ich aber hätte alles, was auf dem Tische war, gerne für seine Augen gegeben, denn es waren das zwei Brillanten, so groß wie die Haselnüsse und in schwarzer Fassung, nämlich es waren Ringe, die in der Butter also versteckt waren, daß nur zu sehen war, was die Augen darstellte. Dieses Lämmchen, dessen Wolle aus Butter von der wirklichen gar nicht zu unterscheiden war, hatte Jungfrau Agnes selbst mit ihres Vaters Hilfe kunstreich gefertigt. Der Herr Hetmann hat es lange betrachtet; aber was bedeuten ihm denn die Brillanten, dieweilen er deren einen vollen Griff an seiner Karabela besitzt? Nur die Arbeit war es, die ihm wohl gefiel, da er dann nicht viel aß, sondern nur immer darauf und auf die wohlledle Jungfrau Agnes hinschaute. Der Alte rückte mehrere Male seine Karabela zurecht, was bei uns bedeutet, daß er zufrieden ist und voll Affecten. — Weiterhin haben silberne vergoldete Krüglein mit Essig und Öl gestanden, und vier große Kannen mit altem Meth gefüllt standen auf silbernen und vergoldeten Brettern, von ebenfalls vergoldeten Kelchen umstellt. Weiters waren da silberne Schiffchen mit Confect von jeglichem Obst, das nur der Herr hat im Lande gedeihen lassen; alles dieses aber war von der wohllehrbaren Jungfrau Agnes im Herbst eingekocht worden, denn dieses allerliebste Kindchen gleicht einem Bienehen, das bei Zeiten für alle Bedürfnisse vorsorget. Da stand auch Wein in Karaffen, die freilich von Glas waren, aber sie standen in silbernen, vergoldeten Körbchen und hatten in silberne Schrauben passende Köpfehen und das Glas war rein wie Schnee und von herrlich glattem Schliffe. Ich übergehe andere kleinere Dinge dieser Art, denn es ist schon Zeit an die allerwichtigsten heranzutreten, daran auch Ihr, Herzallerliebste, nicht wenig Gefallen findet, das ist an die Kuchen, Plätzchen, Eierkuchen, Mohnstücken und alles Gebäck von Gott weiß was für Namen, die seltenen Dinglein, welche den großen Hauptkuchen umgaben. Dieser war von ovaler Form und hatte einen Umfang von acht Ellen, wenn nicht mehr. Eine Höhe hatte er von zwei Schuh, und als wir in die Stube traten, da hat er uns schon mit seinen Gewürzen entgegen geduftet. An seinen Rändern standen verschiedene Figürchen: die zwölf heiligen Apostel, so schön gebildet, wie wenn sie lebten, alles aus Teig gemacht, der Judas hat mich sehr erlustiget. Erinnert sich Euer Liebden Salusia an jenen Herrn Gielbatowski, an jenen schändlichen Roßtäuscher, der mir für meine trüchtige Stute einen blinden Klepper angehängt hat, und mir bei Gott geschworen, daß er gar keinen Defect hat und der mich dabei küßte? Ganz genau ein solcher Fuchsbart

und Safrangelber war es. In der Mitte stand unser Erlöser, der Herr Jesus Christus mit einem Fähnchen in der Hand und über ihn, mit einem Drähtlein unscheinbar an dem Kronleuchter der Stube befestigt, schwebte ein Engel, so daß man meinte, er komme vom



Ein Hirte (Juhász) in der Tatra.

Himmel herabgeflogen; aus seinem Munde aber kamen die Worte: Resurrexit, sicut dixit. Alleluja! Andere Kuchen stellten ebenfalls solche Schaustücke dar. Besonders erlustert hat mich das Bad, denn das war auch ein Kuchen, der in seiner Mitte einen Behälter,

mit weißem Honig angefüllt, hatte, aus welchem Fischlein und betende Nymphen heraus-
 schauten und ein Cupido schoß von einem Bogen Pfeile auf sie ab. Aber anstatt auf das
 Herz zielte das Ungeheuer, Gott verzeih mir, auf ihre wunderschönen Auglein, die sie
 schamvoll zu beschatten suchten. Diese Arbeit war sehr kunstreich, und ich muß sagen:
 nichts Ähnliches habe ich jemals selbst bei den großen Herren gesehen. Da fing man denn,
 nach dem Sprechen der üblichen Gebete, an, von den Gottesgaben zu genießen. Seine
 Excellenz der Herr Hetman, der, wie ich oben sagte, sehr fröhlich gestimmt war, hat
 gebeten, daß man ihn nach seinem eigenen Willen hantiren lassen sollte. Von allem hat er
 nur ein wenig gegessen und hat Meth getrunken; Wein wollte er keinen und sagte: „Wollte
 Gott, wir würden ihn nicht kennen, gar vieles verschuldet dieser Trank!“ Auf diese Worte
 ist der wohledle Herr Chroberski feuerroth geworden, denn es war ihm damit zu verstehen
 gegeben, daß Überfluß bei uns nicht als Ehre gilt — er hat auch Recht. Nachher hat
 seine Gnaden der Herr Hetman einem Jeden vom geweihten Ei herumgereicht und ohne
 Umschweife damit bei der ehrfamen Jungfrau Agnes angefangen, welche ebenfalls erröthet
 ist und nach einer bescheidenen Dankagung ein wenig davon gegessen hat. Wir anderen,
 wie sich Euer Liebden vorstellen können, warteten mit großer Reverenz, bis uns Seine
 Gnaden der Herr Hetman gestattet, an den Tisch heranzutreten, was auch bald geschah,
 denn er sagte: Genießet, ehrenwerthe Herren, der Freigebigkeit des Wirthes, aber bescheiden
 und honeste; er selbst aber verneigte sich und, nachdem er abermals Jungfrau Agnes auf
 die Stirne geküßt und ihr gesagt hatte, sie möge ihr liebliches Angesicht vor des Königs
 Majestät verhüllen, nahm er von allen gnädigen Abschied und fuhr nach dem Schlosse. Jetzt
 erst fingen wir an zu repetiren, was Gott gegeben. Honig und Kuchen gingen am
 reißendsten fort. Ich habe vergessen Euer Liebden zu sagen, daß in dem Kuchen an die
 drei Stein Käse verarbeitet waren, Honig ebensoviel, die anderen Zuthaten gar nicht zu
 rechnen, und daß er wunderbar wohlschmeckend war. Herr Sniatycki hat so gegessen, daß
 er fast daran erstickt ist. Endlich sind auch die Schüler mit den Ansprachen daher-
 gekommen, die, Gott helfe uns, voll von Unsinn waren, so daß man sie gar nicht anhören
 konnte, was ihnen alles die Herrn Dominikanermönche hingeschmiert hatten. Diese
 Hungerleider haben sich alle fünf Finger abgeleckt, sind aber auch nicht mit leeren Händen
 fortgegangen. Ein jeder von ihnen hat einen ganzen Leib Brod bekommen, ein Töpfchen
 Preßhonig, ein Stück von plus minus einer halben Elle harter geräucherter Wurst mit
 Mostrich, je ein Stück von der Schweinskeule, nach Gottes Gebot gepfeffert. Herr Deieski
 Kazimir hat wie ein Toller über ein Bürschchen gelacht, das als Pilatus verkleidet war,
 einen Bart aus Flachs und Augenbrauen aus Birkenmoos hatte. Herr Milecki klagte seine
 Gnaden den Herrn Hetman an, daß er anstatt auf das geweihte Mahl auf das Jung-
 fräulein Agnes großen „Merk“ gerichtet hatte, so, als ob er sie hätte aufessen wollen,

er ahmt darin den Herrn Hetman würdig nach; wenn es nur in allem so wäre! In Aufrichtigkeit, Offenheit und altpolnischer Wohlgeneigtheit haben wir also dieses katholische Gastmahl zur Ehre der göttlichen Vorsehung abgehalten. Jeder hat genossen, was er gewollt hat; niemand hat sich betrunken, sondern wir sind unter fröhlichem Alleluja! auseinandergegangen und nachdem jeder sein Pferd bestiegen hat, in Gottes Namen nach dem Schloß geritten, wo eine große Freude über die Auferstehung des Herrn geherrscht hat; alle Cavaliere Seiner königlichen Gnaden und der hohen Herren aßen und tranken miteinander in den unteren Stuben, aber hüteten sich vor jedem Übermaß Angeichts der Feierlichkeit dieses Festes des Herrn.“

So großartig sieht heute das geweihte Ostermahl nicht aus, doch wird auch heute der Ausländer nicht ohne Verwunderung hier oder dort, und sei es auch in einem kleinen Bürger- oder Beamtenhause diesen Brauch betrachten und vielleicht nicht ohne Vergnügen in einer Gesellschaft verweilen, wo man das „Świącone“ einnimmt.

Wie in der Stadt und den Edelhöfen, so ist es auch unter den Landleuten Sitte, sich an diesen Festtagen gegenseitig zu besuchen und unter sich zu theilen, „was Gott gegeben hat“. Die Dorfleute nennen das: „bei jemand zum Geweihten“ sein, die Städter sagen „zum Śmigus sein“. Dieser Ausdruck ist von den Städten aus in einige Dörfer übergegangen, ebenso der Brauch, daß die jungen Bursche an dem ersten und dem zweiten Feiertage von Haus zu Haus nach dem „Śmigus“ laufen, passende Kirchenlieder singen und dafür Gaben erhalten.

An dem zweiten Osterfeiertage wird in ganz Polen in allen Schichten der Gesellschaft der Gebrauch geübt, daß man sich gegenseitig unvermuthet mit Wasser beschüttet. Aus diesem Anlasse herrscht in den Dörfern zur Nachmittagszeit eine große Bewegung. Überall tummeln sich die jungen Knechte, mit Handspritzen, Krügen und Kannen bewaffnet, herum. Da kann Jeder ein Bad bekommen; besonders aber haben sie es auf die Mädchen abgesehen. Wer sich von ihnen vor dem Hause zeigt, wird begossen, so daß kein trockner Faden an ihr bleibt. Manchmal läuft die Bespritzte mit einem Topf oder Kübel voll Wasser hinaus und zahlt es den Angreifern doppelt heim. Sie muß sich jedoch sehr in Acht nehmen, denn wenn man sie fängt, so hält man sie am Brunnen fest und begießt sie von oben bis unten mit dem Wassereimer, oder, wenn der Bach in der Nähe ist, so wirft man sie hinein. Dies ist eine auch für die Bursche nicht ganz unbedenkliche Sache; denn in einem solchen Falle zieht das Mädchen sehr leicht einen der Burschen nach sich und taucht ihn ganz unter. Für sie ist's ein Ruhm, zum heiligen „Lejek“ (etwa Gießler) ein solches Stück ausgeführt zu haben, für ihn aber auf das ganze Jahr hinaus eine Schande.

Am dritten Osterfeiertage wird in Krakau die „Kęfawka“ gefeiert, eine Feierlichkeit, deren Ursprung bis heute noch nicht aufgeklärt ist. In der Nähe von Krakau befindet

sich jenseits der Stadt Podgórze jene felsige Anhöhe, auf welcher sich der Grabhügel des Krakus, sowie eine kleine Kapelle befindet. In dieser Kapelle wurde in alten Zeiten am dritten Ostertage ein Gottesdienst abgehalten, zu dem sich die Landbevölkerung der umliegenden Ortschaften drängte, die dann auch bis zum Abend dort verweilte. Am Nachmittage kam das Volk von Krakau dazu und es fanden verschiedene Spiele statt, sowie auch das Vertheilen der Überreste vom „Geweiheten“ an die Armen. Die Sage erzählt, daß die „Rekawka“ zur Ehrung des Krakus gefeiert werde, namentlich aber zur Erinnerung daran, wie vor Jahrhunderten das Krakauer Volk seinem guten Fürsten den Grabhügel aufgeschüttet habe, indem es die Erde dazu in der Hand (reka) oder dem Ärmel (rekaw) herbeitrug.

Pfingsten. Nach dem Weihnachts- und dem Osterfeste ist das Pfingstfest jenes, das mit der größten Feierlichkeit begangen wird. So schmückt in der Stadt und auf dem Lande Jeder sein Haus mit frischem Grün. Zwischen das Stroh der ländlichen Hausdächer steckt man Wermuth (bylica), eine Pflanze, welche beim polnischen Volke von altersher eine gewisse symbolische Bedeutung hat, die Hausthüren werden mit grünen Zweigen bekränzt, die Dielen mit Kalmuslaub bestreut. Auch die Kirche ist mit frischem Laube geschmückt. Außer dieser Ausschmückung von Kirche und Haus sieht man bei den Mazuren und Góralen nicht viel besonderes. Anders bei den Krakowiaken, wo namentlich am zweiten Pfingsttage volles und bewegtes Leben pulst. Krakau selbst geht darin den anderen Städten voran. Alles, was leibt und lebt, eilt an diesem Tage nachmittags nach dem felsigen Hügel, den man Wielaniz nennt, von wo aus man einen großartigen Blick auf Krakau und seine herrliche Umgebung hat. Hier läßt sich zu Tausenden eine bunte Menschenmenge nieder, macht sich's mit ihren Familien, Freunden und Bekannten bequem und genießt der Freiheit und Kurzweil des Tages, ein Jeder nach seinem Stande, seiner Intelligenz und seinem Geschmacke. Hier gibt es ein Gelage, dort ein Fangspiel, weiter wieder ein Tänzchen nach der Musik einer Harmonika, Spectakel, Lachen, Schreien, Scheibenschießen, Wivatrufe, Peitschenknallen u. So vergeht die Zeit bis zum Abend.

Der Abend ist in den Dörfern der Krakauer Gegend nicht minder lärmend und fröhlich. Wenn es zu dunkeln beginnt, werden auf unübersehbare Weite hinaus Tausende von Feuern angezündet. Die näheren dieser Feuer spiegeln sich in dem Wasser der ruhig dahinfließenden Weichsel wieder, die ferneren erreichen sogar das Karpathengebiet und blitzen durch die Ferne gleich nebelumhüllten Sternen. Manche erscheinen einzeln, andere zu zweien und mehreren zugleich angezündeten Feuerstätten. Von einer Anhöhe gesehen, namentlich im Mondschein, bereiten sie einen zauberhaften Anblick. Diese Feuer brennen einige Stunden hindurch am ersten wie am zweiten Feiertage, zuweilen auch eine längere Reihe von Tagen nacheinander. Gewöhnlich pflegen die Bursche eine Hand

voll Stroh auf den Feuerstellen zu entzünden, sie an lange Stäbe zu befestigen und laufend damit herum zu fuchteln oder sie in die Luft zu werfen, womit dann diese Ceremonie ihr Ende findet. Andere wieder werfen Strohbündel auf die Erde und stecken sie unter Gefängen und Springen an. Dieses Höhenfeuer, das man das Brennen der Sobotki (Samstags-Brennen) nennt, und dessen Beschreibung aus dem Jahre 1835 stammt, war einst in Polen allgemein verbreitet, heute verschwindet diese Sitte immer mehr, sogar bei den Krakowiaken, und sie wird in manchen Gegenden nicht zur Zeit der



Milchtransport aus dem Gebirge.

Pfingstfeiertage geübt, sondern am Tage des heiligen Johannes des Täuflers, das ist am 24. Juni.

Die Gelehrten erklären diesen Brauch in der allermannigfaltigsten Weise; doch sind sie allgemein der Ansicht, daß er heidnischen Ursprungs sei. Indeß ist sicher, daß die Benennung Sobotka desselben Ursprungs ist, wie Sobota (Sabbath), und für den christlichen Ursprung dieser Feier zeugt, wie auch das Krakauer Volk betont, daß es die Sobotki zum Andenken an die Sendung des heiligen Geistes abbrennt, welcher in der Gestalt feuriger Zungen über den Häuptern der Apostel geschwebt habe. Ebenso beweisen die Lieder, welche bei diesem Anlasse gesungen werden, durchaus nicht, daß das Fest der Sobotki aus heidnischer Zeit stamme.

Das Frohnleichnamsfest und seine Octave, die manchmal mit der Vigilie des Johannistages zusammenfällt, oder um diesen Tag herum endet, wird in Polen, wie anderswo mit feierlichen kirchlichen Handlungen und Processionen begangen. Bei den Processionen streuen kleine Mädchen dem das Allerheiligste tragenden Priester Blumen auf den Weg, größere tragen Heiligenbilder, alle sind wie Bräute gekleidet. Frauen tragen keine Bilder, und auch von Mädchen dürfen nur solche Bilder tragen, welche unbesleckte Jungfrauen sind. Das Symbol jungfräulicher Reinheit ist der Kranz, diesen verlieren, heißt unter dem Volke die Unschuld verlieren. Daher dürfte wohl die Sitte stammen, welche sich in manchen Gegenden bis heute erhalten hat, daß am Vorabend des Frohnleichnamstages die jungen Mädchen, die Töchter aus den kleinen Edelhöfen nicht ausgenommen, ganz kleine Kränzchen aus duftenden Kräutern und Blumen winden (jede zwölf an Zahl), sie mit Zeichen versehen, an denen sie dieselben wieder erkennen, und am Frohnleichnamstage auf den Altar legen oder in der Kirche aufhängen. Dort bleiben dieselben bis zur Octave, an welchem Tage sie durch den Kaplan gesegnet werden, worauf jedes Mädchen die ihren mit nach Hause nimmt. Sie sollen die Kraft haben, vor Gewitter und Ansteckung des Viehes zu schützen. Man hängt sie auch über die Thür der Hütte und die des Stalles auf. In den Gegenden an der Kaba gebraucht man diese Kränzchen auch zur Auffindung Ertrunkener. Zu diesem Behufe legt man ein solches Kränzchen, an das man ein angezündetes Lichtlein angebracht, auf eine Schüssel und läßt diese zur Dämmerstunde auf das Wasser. Das Kränzchen soll nun dahinschwimmen, bis es an die Stelle kommt, wo auf des Flusses Grunde der Todte ruht. Dort hält es an und dreht sich nun im Kreise herum. Einen durchaus anderen Zweck hat das Schwimmenlassen der Kränzchen in anderen Krakauer Gegenden am Vorabend des heiligen Johannestages, allein auch dieses bleibt unzweifelhaft in Verbindung mit dem Kränzgewinden in der Octave des Frohnleichnamsfestes.

Es ist natürlich, daß die jungen Mädchen wissen wollen, was für ein Los ihr zu Frohnleichnam geweihtes Kränzchen in der Zukunft erwarte. Also in's Wasser mit den Kränzen! Dreht es sich lange an einer und derselben Stelle herum, so heißt es noch lange auf den Gatten warten; schwimmt es sofort zu Thal, so wird die Hochzeit bald stattfinden. Ein sicheres Unglück ist's, wenn es unter sinkt oder wenn sein Lichtlein erlischt. Es konnte nicht anders sein, als daß die Bursche wußten, was die Mädchen unternahmen. Wenn diese also zur Dämmerstunde die Kränzchen mit den Lichtern, auf Brettchen befestigt, hinabließen, so tummelten sie sich, jeder auf einem Boote, im Flusse den Kränzen nach, um jenen zu erhaschen, den man eben haben wollte. So verlief dieses Fest ehemals in den Dörfern sowie in Krakau selbst. Erst seit der Mitte des laufenden Jahrhunderts ward ihm in Krakau sein ursprünglicher, geheimnißvoller Reiz genommen, indem man es mit einem

wohl großartigen, aber doch mehr theatralischen Effectstück vertauschte. An den Ufern der Weichsel, unterhalb der Mauern des Königschlosses am Wawel stehen Tribünen, von dichten Menschenmengen besetzt, die zugleich mit unabsehbaren Massen Volks durch ein mächtiges Raketen-signal zusammengerufen wurden. Musikbänder spielen Volkslieder, Feuerwerke werden abgebrannt, Beifallsklatschen, Lärm überall! Auf der Weichsel schwimmen Kränze, in den verschiedensten Zusammenstellungen und mit Lichtern versehen, stromabwärts, während die männliche Jugend auf Booten und Rähnen hinterher ist. Endlich kommt ein mächtiges Boot majestätisch herangeschwommen, das mit Kränzen und Wimpeln geschmückt ist. Aus Mädchen und jungen Leuten zusammengesetzte Sängerschöre sind darauf in zauberischer Beleuchtung gruppirt und führen Gefänge auf. Die Pieder erbrausen, es folgt Beifallsklatschen und Rufen, der Feuerwerker entwickelt seine ganze Kunstfertigkeit, bis endlich das Boot den Augen der Zuschauer entwindet und die Feier beendet ist.

Mit dem Frohnleichnamsfeste verbindet sich in Krakau noch eine andere Volksbelustigung. Am letzten Tage der Octave nämlich eilen die Massen nach der Procession in die Vorstadt Zwierzyniec. Von dort kommen ihnen bald andere Volksmassen unter dem Klange einer quiekenden Musik, unter Trommelwirbel und Paukenschlag entgegen. Mitten in diesem Gewühle tummelt sich ein in tatarische Tracht verkleideter Mensch mit Turban und gelben Stiefeln und gibt vor, er reite gleichsam ein scheu gewordenes Pferd, das indessen nur ein zu diesem Zwecke hergestellter Popanz ist, in welchem er seine Sprünge macht. In der Hand hält er einen tüchtigen Kommandostab, mit welchem er denen Hiebe austheilt, die ihm im Wege stehen. Neben ihm gehen einige andere Tataren mit Feldzeichen und vor ihm schreitet einer mit einer großen Fahne einher. Ehemals producirte sich dieser Zug nur im Klosterhofe der Norbertinerinnen auf dem Zwierzyniec, später erst begann er bis zu dem erzbischöflichen Palast in Krakau aufzumarschiren, heute aber stellt er sich auch auf dem Ringplatze vor dem Hause des höchsten Repräsentanten des Staates auf. Hier, sowie vor dem erzbischöflichen Palaste werden Fahnen und Standarten zum Zeichen der Huldigung geneigt, worauf der Tatar sein Pferd tummelt, das heißt, die verschiedensten Sprünge macht, wobei er auf den drängenden Troß einhaut. Nachdem er die erwarteten Geschenke erhalten hat, kehrt der tatarische Haufen nach dem Zwierzyniec zurück, wo er sich ein bescheidenes Gastmahl gestattet. Diese Volksbelustigung wird von den Gebildeten „das Zwierzyniecer Pferdchen“ (Konik zwierzyniecki), vom Volke aber „Lajkonik“ genannt. Die Überlieferung erzählt, daß dies eine Erinnerung an den Sieg bedeute, den die Bewohner der Vorstadt Zwierzyniec über die Tataren errungen haben, welche vor Jahrhunderten gerade während der Frohnleichnamsp procession in Krakau eingefallen waren. Von so einem Siege der Zwierzyniecer weiß jedoch die Geschichte gar

nichts und dieses Pferdchen ist vermuthlich dasselbe, das auch sonst (siehe oben S. 314 und 318) gebräuchlich war. Die Bewohner Krakaus, welche deutscher Abstammung waren, nannten es in ihrer Sprache „Leibpferd“ und es entstand sicher daher im Volke das doppelt verstümmelte Laifonik (Konik = Pferdchen), wie bei den Laſowiaken aus dem Worte Oberförster das Wort Oberleśnica¹ entstand.

In einigen Gegenden besteht auch der Brauch, die Strohdächer am Vorabend des Johannesfestes mit Wermuthkraut zu schmücken, wie dies an anderen Orten am Vorabend des Pfingstfestes geschieht. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni soll auch das Farrenkraut blühen. Wer diese Blüte erlangen könnte, würde alles erreichen, was er sich nur wünscht. Man glaubt allgemein, daß in dieser Nacht der heilige Johannes das Wasser segne, und daß man erst von da ab baden dürfe, da früher die bösen Geister noch Gewalt haben und man leicht ertrinken oder eine Krankheit davontragen kann. Dieser Glaube ist durch Verordnungen der Kirche entstanden, welche in der Sorge um das Wohlergehen der Gläubigen sie von einem zu frühzeitigen Gebrauch der Flußbäder abhielt. In manchen Gegenden (so bei den Laſowiaken) hat sich bis in die letzten Zeiten der Brauch erhalten, und bei den Ruthenen unter der russischen Herrschaft besteht er noch heute, daß in der Nacht der Vigilie vom Johannesfeste ein Generalbad mit Spielen und Gefängen abgehalten wird, wobei man den heiligen Johannes „Kupala“ feiert, was im Polnischen Johannes „Kupała“ klingen würde und so viel heißt als: Johannes der Badbereitende. Manche Archäologen haben aus dem Namen „Kupała“ einen niemals vorhanden gewesenen slawischen Gott „Kupała“ gemacht, zu dessen Ehre diese Feierlichkeit begangen werde. In Verbindung mit dem Glauben an die Segnung des Wassers durch den heiligen Johannes ist auch der Brauch, die Brunnen an diesem Tage zu reinigen.

Das Fest Mariä Himmelfahrt. Dieses Fest hat im Munde des polnischen Volkes auch den Namen: „Das Fest der Mutter Gottes von den Kräutern“, da an diesem Tage (dem 15. August) nach Beendigung der Ernte während des Gottesdienstes die Segnung von allerlei Getreide und Kräutern vorgenommen wird. Hat man eingeheimst, was Gott gegeben hat, so ist es auch angezeigt, dasselbe nunmehr einzuweihen, damit es dem Menschen wohl bekomme. An diesem Tage wird auch nach dem Gottesdienste das sogenannte Okrężne² auch Dożynek (Schnitt-Ende) oder Wienćowiny (etwa Bekränzungs-fest) genannt, begangen. Diese Unterhaltung bereitet gewöhnlich das Herrenhaus allen Jenen, die beim Schnitt gearbeitet haben; die Vorbereitungen dazu jedoch werden von den Schnittern selbst, vor allem von den Schnitterinnen getroffen. Am Vorabende des Festes

¹ Leśnica, pop. Förster, von las = Forst, leśny = waldig adj. Wald.

² Okrężne = das Erntefest; übertragene Bedeutung des Umgangs von okrążyć (okreg) Umzirkeln (Kreis), welcher bei diesem Feste gebräuchlich ist, auf dieses selbst.

windet man einen Erntekranz aus dem schönsten und edelsten Getreide, das die Gegend hervorbringt, meistens aus Weizen. Dieser Kranz wird im Hause jenes Mädchens gewunden, welches beim Schnitt den Vorrang hatte; diese wählt sich Helferinnen, die Anordnung aber hat eine ältere Frau zu leiten, welche hierin schon erfahren und gewandt ist. Das Gerippe des Kranzes bilden drei Reifen, wovon einer die Unterlage herstellt, während die beiden anderen, kreuzweise übereinander gelegt, die Krone bilden. Die Mädchen, welche den Kranz winden, heißen Kranzjungfern, die älteren Frauen, welche man dazu einlädt, heißen Brautmütter (eigentlich Brautwerberinnen), die Hauswirthe: Brautwerber. Beim Kranzwinden singen die Kranzjungfern passende Lieder. So z. B. im Koczyczer Bezirk:

„Du Weizchen, wind' und streck' Dich!	Und Jede breche heut'
Du aber Reifen, deck' Dich!	Die Blumen mir zur Zeit,
Doch flechtet nun auch Ihr	Und reich' sie her gewunden,
Und reichet, Mädchen, mir	Auf Stäbchen aufgebunden,
Vom Weizchen immer.	Zum Kranz mir immer.

Aus Rosen macht Sträuße,
Hochrothe und weiße,
Mit Bändern umschlingt sie
Und hieher bringt sie
Zum Kranz mir immer.“

Am folgenden Tage wird der Kranz, gewöhnlich auf einem vier-spännigen Gefährt, zur Kirche gebracht; die Kranzjungfern tragen Blumen im Haar, die Pferde sind mit Reisig geschmückt, der Fuhrmann knallt heftig mit der Peitsche, die Mädchen aber singen:

„Zur Kirche feierlich führt man den Kranz gemach,
Die Jungfern neben ihm, die Mütter kommen nach,
Vom Westen wehet her ein Lüftchen auf den Kranz,
Jetzt nimm ihn ab, o Jüngling, und bring' zur Kirch' ihn ganz,
Ihr aber Jungfern steigt vom Wagen nun herunter
Und mit dem Kranze führet zur Kirch' den Jüngling munter.“

Vor der Kirche wird der Erntekranz vom Wagen herabgehoben und einer der Jünglinge, welche mit den Jungfern zugleich herbeigekommen waren, nimmt ihn auf den Kopf und trägt ihn in die Kirche. Zu beiden Seiten begleiten ihn die Kranzjungfern, hinterher gehen die „Mütter“. In der Kirche befindet sich eine Menge solcher Kränze, wenigstens so viele, als es in dieser Pfarre Edelhöfe und Vorwerke gibt.

Von der Kirche heimkehrend singen die Jungfern:

„Ein Kranz gehöret mein',
Wem soll er geben sein?
Von Haute ist der Kranz
Geb' Dir ihn, Liebster, ganz,
Ich geb' ihn Dir, ja Dir!

Ein Kranz gehöret mein,
Wem soll er geben sein?
Von Sinngrün ist der Kranz
Dir geb' ich ihn, mein Hans,
Ich geb' ihn Dir, ja Dir!“

So kommen sie singend zum Herrenhaus heran. Zu ihrer Begrüßung geht der Gutsherr mit Frau und Kindern ihnen entgegen. Jener Jüngling oder die Anführerin der Mädchen nähert sich, den Kranz auf dem Kopfe, mit ihrem ganzen Gefolge den Hausleuten. Es folgen Gefänge, in welchen die Herrschaft, ihre Familie, ihre Wirthschaft gepriesen werden. Der Herr nimmt den Kranz in Empfang, beschenkt die Schnitter und ladet sie auf den Nachmittag zum Erntefest ein, zu dem sich fast das ganze Dorf versammelt.

Der Allerseelentag. In den Städten herrscht der Brauch, Kränze auf die Gräber niederzulegen und diese mit zahllosen Lampen zu beleuchten. Die Dorfbewohner legen weder Kränze nieder, noch zünden sie Lampen auf den Gräbern an; statt dessen lassen sie Messen lesen und beschenken die Armen reichlich. Wie bei den Deutschen, so ist auch im polnischen Volke der Glaube verbreitet, daß die Seelen der Abgeschiedenen, die sich im Fegefeuer befinden, an diesem Tage die Lebenden besuchen und um Mitternacht in die Kirche gehen. Verstorbene Priester lesen Messen, verstorbene Knaben ministriren, ein verstorbener Alter läutet mit dem Glöckchen, verstorbene Gläubige beten. Wer muthig ist, kann das alles sehen, kann es aber auch leicht mit dem Leben bezahlen. Das deutsche Stück „Der Müller und sein Kind“ hat sich daher auch auf der polnischen Bühne eingebürgert.

Die Vigilie des heiligen Andreastages (29. November). Die Nacht vor dem Andreastage ist eine Nacht der Horoskope für die Mädchen. Durch die verschiedenartigsten Mittel trachten sie ihr künftiges Schicksal zu erforschen. Sie brechen z. B. einige Ästchen von einer Besenruthe ab und gießen geschmolzenes Wachs durch dieses Beslein auf kaltes Wasser. Aus den Gestalten, die sich durch diesen Guß bilden, leiten sie verschiedene Folgerungen ab und rufen dabei die Mitwirkung des heiligen Andreas an. Bald bringen sie einen Arm voll Holzschelte in die Stube und zählen die Stücke ab, ist die Zahl eine gerade, so wird bald Hochzeit gemacht. Dann werden Nähnadeln in ein Gefäß mit Wasser gethan, wessen Nadel zuerst untersinkt, der wird zuerst sterben. Wenn ein Bursch und ein Mädchen je eine Nadel ins Wasser legen und diese schwimmen auf einander zu, so ist das ein Zeichen, daß die Beiden sich mit einander vermählen werden.

Die Taufe wird gewöhnlich einige Stunden nach der Geburt des Kindes vorgenommen. Sofort beginnt die dazu bestellte Frau mit den Vorbereitungen zum Taufschmaus, während der Hausvater seine Bekannten bittet, Pathenstelle zu vertreten. Wenn man das Kind dem Pathen etwa durch das Fenster hinaus reichen würde, so wäre ihm keine Gesundheit beschieden. Man soll es auch nicht auf dem linken Arm tragen, es würde sonst ein Linkhand werden. Auf dem Wege zur Kirche sollen die Pathen viel reden, lachen und singen, damit das Kind heiter und muthig werde. Weint das Kind während der Taufhandlung, so wird es gedeihen und eine klangvolle Stimme haben. Wenn es gelänge, das Gesichtchen des

Kindes dabei mit einem Kirchenhandtuche abzuwischen, so hätte es sein Lebtag kein „Weh“. Auch die Heimkehr aus der Kirche ist gewöhnlich lustig, es muß dabei gesungen werden, denn wer würde sonst errathen, daß da Taufgevattem vorbeifahren. Gewöhnlich hört man sagen: „Ja, meine Frau Gevatterin, wir fahren aus der Kirche, hin brachten wir 'nen Heiden, zurück kommt jetzt ein Engel“. Vor dem Hause angelangt, bricht die Taufpathin ein Zweiglein von einem Baum und versetzt damit dem Kinde dreimal einen leichten Schlag, damit es gehorchen lerne und brav werde. Inzwischen haben sich schon die Gäste im Hause versammelt. Jeder derselben hat irgend ein Geschenk für die Wöchnerin mitgebracht; dieser Butter, jener Käse oder Wurst, ein anderer wieder ein Stück Speck zc. Sobald die Pathen mit dem Kinde zurück sind, beginnt das Gastmahl und die Unterhaltung, das heißt das Saufgelage, Gesänge und lärmende Reden. In den Gegenden an der Raba besteht überdies die Sitte, daß die Pathen einen Zopf flechten, wenn der Täufling ein Mädchen, und einen Dreschflegel verfertigen, wenn er ein Knabe ist. Der Zopf wird aus Stroh geflochten, der Dreschflegel aus Stecken zusammengebunden. Während des Zopfflechtens singen sie:

„Wir flechten, Böpflein, in dich ein
Für's Taufkind Stärke und Gedeihn.

Ach wären wir so geschickt zugleich,
Daß ihr der Zopf zur Erde reich.“

In die Flechten des Zopfes stecken sie einige Kreuzer „auf Bänder“, worauf der Taufpathe auf einen Baum vor dem Hause klettert und den Zopf zuhächst befestigt. Die Pathin aber singt mit den anderen Frauen im Chöre:

„Am Apfelbaum der Apfel,
Bald fällt er schon herunter;
Am Weichselbaum im Gärtchen
Häng' ich das Böpflein munter.
Ich häng' dich liebes Böpflein
Am Pflaumenbaum wohl auf,

Marysia wachse glücklich
Und lang' zu dir hinauf.
Das Äpfelchen am Baume,
Das rothe fällt herab;
So pflück's doch schnell, du Hänschen
Und gib's Marysia ab.“

Während man die Dreschflegel bindet, singt man:

„Machet nur recht feste Flegel,
Denn es werden feste Bursche,

Macht ihr nur recht feste Flegel,
Dreschen viel Getreid' die Bursche.“

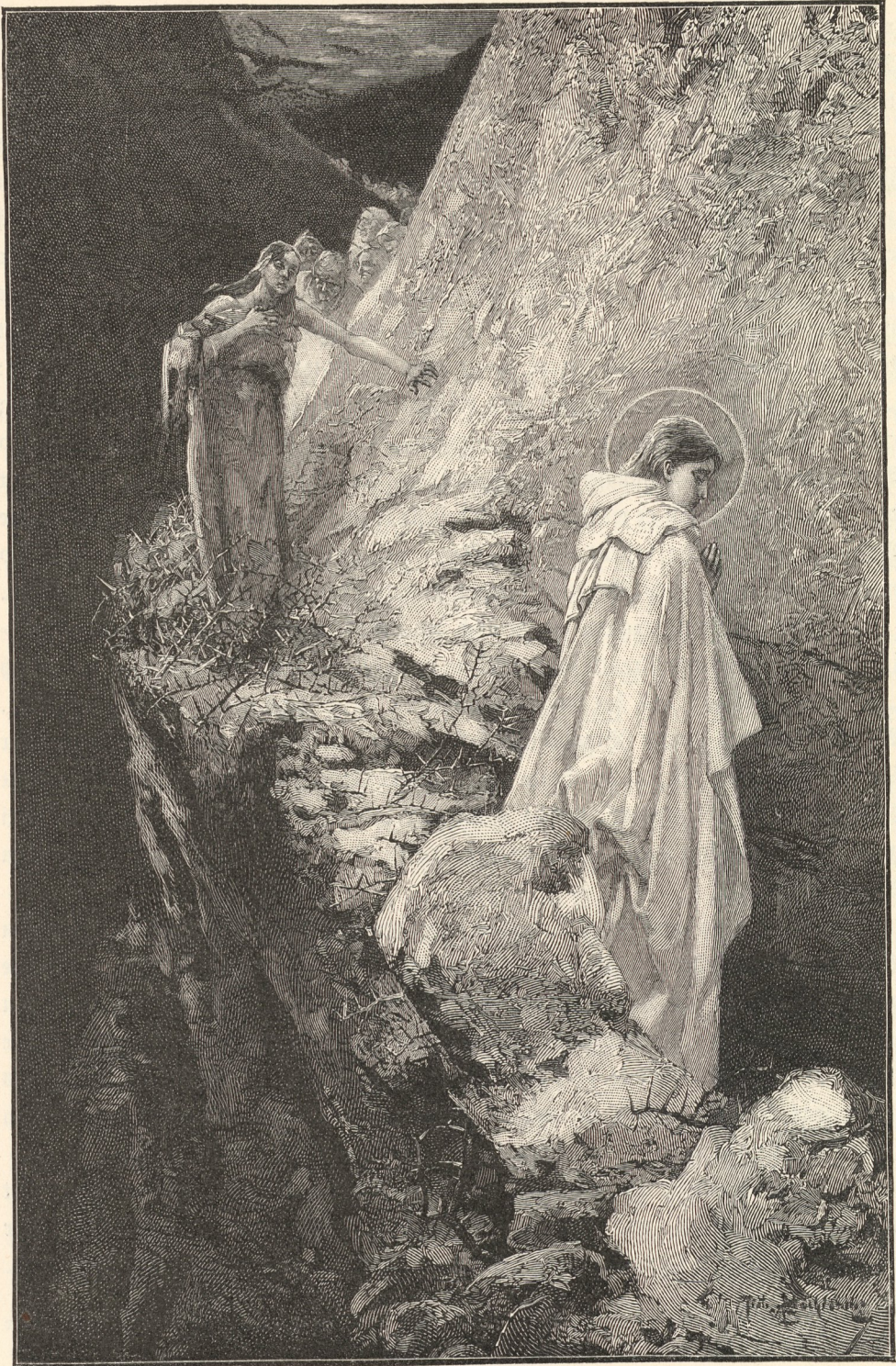
Die Flegel trägt man auf die Kalenica (Dachfirst) oder hängt sie auch auf einen Baum.

Das Hochzeitsfest hat eng umschriebene und durch die Sitte geheiligte Formen. Je nach den Gegenden machen sich einzelne Unterschiede bemerkbar, das Ganze aber ist überall gleich. Man kann jedoch folgende Theile unterscheiden: das „Versprechen“ (Zmówiny), das „Ruthenflechten“ (Rózgowiny), das „Aufzöpfen“ (Rozpleciny), die „Trauung“ (Slub), die „Heimführung“ (Przenosiny) und die „Behaubung“ (Czepiny).

In seiner ganzen Ausdehnung wird dieses Ceremoniell noch heute bei den Lafowiaken ausgeführt; dieses ist es auch, das wir hier in allgemeinen Zügen wiedergeben, nicht ohne hie und da bemerkenswerthe Einzelheiten aus anderen Gegenden hinzuzufügen.

Sobald die Eltern mit ihrem Sohne darin übereingekommen sind, aus welchem Hause sie sich eine Schwiegertochter wünschen, theilen sie dies einem „weisen Hausvater“, gewöhnlich irgend einem der Verwandten mit, der in diesen Angelegenheiten bewandert ist, und bitten ihn, die „andere Seite“ auszuforschen, ob man mit der Verbindung einverstanden und was für eine Mitgift zu geben man gesonnen sei, wobei auch mitgetheilt wird, was für ein Vermögen der Freier von seinen Eltern zu erwarten hat. Sowie diese Verhandlungen glücklich zu Ende geführt sind, folgt das formelle „Versprechen“ (Zmówiny).

Zu diesem Besuche ladet man auch eine „weise Hausmutter“ ein. Diese und der „weise Hausvater“ führen den gemeinschaftlichen Namen: „Dziwosleby“ (Brautwerber). Aus dem Hause des Jungesellen nehmen sie eine mit irgend einem Getränke gefüllte Flasche, welche die weise Hausfrau mit einem Bande, das ihr der Bräutigam gibt, umwindet, worein sie ein Sträußchen Raute steckt; hierauf brechen sie mit diesem nach dem Elternhause der Braut auf. Vorerst tritt nur das Brautwerberpaar ins Haus ein, der Freier jedoch beobachtet vor dem Fenster, was weiter vorgehen wird. Diese Formalität des „Versprechens“ geht immer zur Nachtzeit vor sich. Die Eltern der Braut wissen bereits, um was es sich handelt, sie thun jedoch so, als wüßten sie nicht einmal, wer die Leute sind. Die Brautwerber sagen, sie hätten sich verirrt und seien gekommen, um ein Nachtlager zu bitten, sie seien ihres Zeichens Kaufleute und hätten gehört, es sei hier eine „junge Kalbin“ zu verkaufen. Sie würden dieselbe erwerben, sie aber dann einem Anderen abtreten. Die Antwort lautet, daß es besser wäre, wenn man die Sache ohne Mittelspersonen abmachen könnte und wenn der Käufer sich in eigener Person vorstellen würde. Da dieser nun eintritt und die vermeintlichen Kaufleute erklären, daß eben dieser der Käufer sei, sagt der Vater der Braut: „Höre mein Lieber, anstatt diesen Leuten ein paar Gulden für die Abtretung zu geben, kannst Du ja selbst der Käufer sein.“ Nach diesen Worten folgt das „Fußfassen“, das heißt, die jungen Leute neigen sich tief zur Erde und fassen mit den Händen nach den Füßen der Anwesenden, zuerst der Eltern, dann der Brautwerber und endlich aller Übrigen, zum Zeichen des Dankes. Hierauf verkündet der Bräutigam, daß man den „Litkup“ (Leihkauf) trinken müsse, damit die, welche ihn hierhergebracht, ihm nicht zürnen. Die „weise Hausfrau“ stellt nun die Flasche auf den Tisch und der Vater der Braut sagt jetzt zu dieser: „Fange Du an, denn auf Dir steht das Fundament.“ Das Mädchen trinkt dem Bräutigam zu und schenkt ihm das zweite Kelchglas ein. Hat er getrunken, so stellt sie die Flasche auf den Tisch und löst das Band davon herunter, als erste Gabe des Bräutigams. Nun bewirthen die Älteren einander gegenseitig,



Die Gottesmutter führt die büßenden Seelen über die Dornenpfade.

worauf sie die Eltern des Bräutigams, die beiderseitigen Verwandten einladen. Nach Ankunft der Letzteren beginnen die Verhandlungen über die Vermögensangelegenheiten, die Bewirthung und heitere Gespräche, die bis zum Morgengrauen dauern.

Vor dem „Ruthenflechten“ (Rózgowiny) werden alle kirchlichen und amtlichen Formalitäten abgemacht. Sowie das Aufgebot im Gange ist, beginnen die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste. Wenn die Braut eine „Arme“ ist und die Hochzeit nicht auf eigene Kosten bestreiten kann, so bittet sie eine Frau, welche an diesem Feste ihre „Köchin“ sein soll und geht mit ihr von Haus zu Haus um „Beisteuer“. Wo immer sie eintreten, spricht die Köchin: „Gelobt sei Jesus Christus“ und fügt hinzu: „Die Braut bittet um eine Beihilfe“, die Braut macht allen die Knieumfassung;¹ sie sagen darauf: „Gebe Dir Gott Glück und Segen“ und beschenken sie je nach ihren Kräften. Gleichzeitig erfolgt die Zusammenstellung des Hochzeitsgefolges, das heißt, der Brautwerber und Werberinnen, der Brautjungfern und Brautführer und der Musikanten. Die Musik geht den Bräutigam an. Ist er wohlhabend, so bestellt er zwei Geigen, eine Clarinette und eine Baßgeige, der Ärmere bestellt nur eine Geige und einen Baß. Die Brautjungfern sind meistens acht an der Zahl, Brautführer neun, Brautwerber und Brautwerberinnen je sieben.

Unter den Brautjungfern nimmt nach der Braut die erste Stelle „die älteste Brautjungfer“ ein; unter den Brautführern fällt sie dem „ältesten Führer“ zu. Dieser ist zugleich „Hochzeitsmarschall“ und hat einen Stellvertreter in der Person des „Untermarschalls“. An der Spitze der Swaty (Brautführer) steht der „älteste Swat“, welcher gleichzeitig der Starost des Festes ist, an der Spitze der Swaszki (Brautwerberinnen) steht die „älteste Swaszka“ oder „Starostin“, welche gleichzeitig „Kranzelträgerin“ ist, das heißt, zwei ganz kleine Kränzlein und auch Trauringe, wo sie im Gebrauche sind, zur Trauung in die Kirche trägt.

An den zwei dem ersten Aufgebot folgenden Sonntagen zeigt sich die Braut in Begleitung der ältesten Brautjungfer in der Kirche. Beide tragen aus Singrün und Raute geflochtene Kränze auf dem Kopfe und eine Anzahl buntfarbiger Bänder flattern ihnen vom Haar auf die Schultern herab. Wem immer sie auf dem Heimwege von der Kirche begegnen, seien es Bekannte oder Unbekannte, dem erweisen sie die Knieumfassung als Gruß, was hier ein Zeichen ist, daß die Braut um den Segen bittet, darum muß auch Jeder, dem sie diesen Gruß darbrachte, sagen: „Gott gebe Dir Glück und Segen.“

Das Hochzeitsfest selbst beginnt nach dem letzten Aufgebote am Montag zur Zeit der Abenddämmerung, und zwar mit dem „Ruthenflechten“ (Rózgowiny). Der Bräutigam bringt in Gesellschaft des „Ältesten“ die Musikanten vor seines Vaters Haus.

¹ Das oben beschriebene „Knieumfassen“ oder „Hafchen“ nach den Knien ist die übliche ehrerbietige Begrüßung des polnischen Bauers.

Hier musizieren sie so lange, bis sie der Vater einläßt. Nachdem sie aufgenommen und bewirtheet worden, beginnen sie aufs Neue ihre Arbeit, wozu die jungen Leute, die sich indessen versammelt haben, tanzen. Indessen bereitet die Braut mit den Brautjungfern in ihrem Hause die Kräuter her (Raute und Singrün), aus denen die Ruthe gewunden werden soll. Dies vollendet, begibt sie sich mit der ältesten Brautjungfer, welche seit dem Tage des zweiten Aufgebotes und während der ganzen Dauer der Festlichkeiten ihre unzertrennliche Begleiterin ist, in das Haus des Bräutigams. Hier wieder „Knieumfassen“ aller Anwesenden, mit der Bitte, sie mögen alle in das Haus der Braut nachkommen. Sie erhalten aus den Händen des Bräutigams die Ruthe, welche eben im Hause der Braut umwunden werden soll. Und so bewegt sich der Zug unter Gesang und Musik nach dem Hause der Braut. Die „Ruthe“ hatte einer der Brautführer, welcher in derlei Dingen bewandert ist, für den Bräutigam vorbereitet. Er hatte im Wald ein junges Eichenstämmchen von beiläufig zwei Zoll Dicke abgeschnitten und daraus einen Stab von der Länge einer Elle verfertigt, den er durch eine Kerbe in zwei gleiche Theile theilte, wovon er den oberen in sieben Sprossen spaltete, eine in der Mitte und je drei zu beiden Seiten. Dies bedeutet gleichsam den Lebensbaum, der übrigens auf die mannigfaltigsten Arten in den verschiedenen Gegenden hergestellt wird. Sobald die Musikanten im Hause der Braut ihre Plätze eingenommen und die jungen Leute ein wenig getanzt haben, stellt die Braut in der Nähe des Lichtes einen Tisch auf, auf den Tisch stellt sie einen Backtrog, in den Backtrog legt sie einen Brotlaib, in dessen Mitte steckt sie den Stiel der „Ruthe“. Dann wendet sie sich zu den Brautjungfern, macht jeder von ihnen die „Knieumfassung“ und ladet sie zum „Ruthenwinden“ ein. Die Mädchen stellen sich im Kreise um den Tisch und singen alle einstimmig: „Fang’ an, du liebe M., fang’ in der Mitte an vom Kreise, denn bei dem Mütterchen bist du schon eine Waise, eine Waise.“ Auf diesen wehmüthigen Ruf ergreift die Braut ein Sträußlein von Singrün und beginnt die mittlere Sprosse damit zu umwinden; die älteste Brautjungfer führt das Winden zu Ende, während die übrigen singen. Wenn die älteste Brautjungfer ihre Arbeit vollendet hat, treten sechs andere Mädchen an die Ruthe heran und jede „windet“ eine Sprosse derselben unter dem Gesange aller Anwesenden, bis die ganze Ruthe umwunden ist.

Nachdem diese Arbeit vollendet ist, singt man: „O Mütterchen, o Herzchen, zur Ruthe gieb Geschmeide, ein Tüchlein und ein Streiflein, zum Kranz ein Band von Seide.“ So bringt dann die Mutter der Braut diese Gegenstände aus der Kammer: ein weißes Tüchlein, ein gelbes „Streiflein“ (Frauengürtel) und ein rothes Band zum Rautenkranz, der schon früher gewunden, unter den Kräutern bereit gelegen, und übergibt dies alles der ältesten Brautjungfer. Diese bindet zuerst das Tüchlein, dann den Gürtel um das untere Ende der zerspaltenen Ruthe, so daß die Enden bis zum Fuß des Stämmchens

niederhängen und zuletzt legt sie ebenfalls am Fußende der Ruthensprossen, oberhalb des Tuches und Gürtels, das Rautenkränzchen darüber, befestigt das rothe Band daran und die Ruthe ist fertig. Nun singen die Brautjungfern:

„O Bräutigam, du Lieber!
Thu' uns doch diese Ehre,
Bring' uns herbei doch schnell
Voll Wasser eine Kanne!

Wir bringen Dir für's Wasser,
So frisch wie eine Beere
Die R. (hier der Name der Braut) zur Stell'.“

Nach dieser Aufforderung bringt der Vater des Bräutigams einen Krug Bier herbei und bewirthe die Mädchen. Nachdem sie getrunken haben, singen sie:

„Schon ist's Bier ganz ausgetrunken
Und die Ruthe' ist schon gewunden,

Wollen jetzt uns dreh'n im Kreise
Spielt uns auf die lust'ge Weise.“

Nun erfaßt die älteste Brautjungfer mit der rechten Hand die Ruthe, welche indessen noch ebenso, wie unter dem Winden derselben im Brotlaib steckte, der sich im Backtrog befindet; zu ihr tritt eine zweite, welche die Ruthe mit der Linken anfaßt und die Rechte der Ältesten um die Mitte schlingt, die anderen Brautjungfern stellen sich ebenfalls paarweise auf, und so treten alle Paare, die ersten Brautjungfern an der Spitze, zu den Musikanten heran und sagen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ „In Ewigkeit, Amen!“ antworten die Musikanten. Dann fragen die Mädchen: „Gefällt Euch unsre Arbeit, oder gefällt sie Euch nicht?“ Die Musikanten antworten, daß sie ihnen sehr gefällt, worauf sie singen:

„Also sei Er hoch gelobet und jetzt gehn wir tanzen,
Unsre Füßchen sind ganz krumm schon, woll'n sie grade tanzen.
Unser Jesus sei gelobet, heilig sei sein Namen,
Tretet her zu uns und sagt: „In alle Ewigkeit und Amen!“

Wenn es ihnen in der Stube zu enge wird, was gewöhnlich der Fall ist, so singen sie: „Gehet Ihr lieben Leute, die Stube ist zu enge, daß wir mit dem Kränzlein nicht kommen in's Gedränge.“ Nachdem man ihnen Platz gemacht hat, gehen sie paarweise im Schritt rings um die Stube, bleiben dann bei den Musikanten stehen, singen, vor ihnen stehen bleibend, ein bestimmtes Liedchen und tanzen einmal herum, worauf sie abermals stehen bleiben und das vorgeschriebene Liedchen singen, abermals einen Rundtanz machen und so fort eine gute Stunde lang. Nachdem dieser Tanz beendet ist, treten Bräutigam und Braut an Jenen heran, welchen sie sich zum Starosten erkoren haben, machen die „Knieumfassung“ und bitten ihn, er möge diese Würde annehmen. Dieser nimmt die Würde an und setzt sich neben die Musikanten. Zu ihm treten nun die Brautjungfern, denn er ist es, dem sie die Ruthe zu übergeben haben, und sagen: „Lieber Herr Starost, wir bitten um Befreiung (Annahme der Ruthe); unser Kränzlein ist blühend und keimend, ist voll und ist sicher.“



Zur Sage vom verführten Bergmann.

Sie heben die Ruthe in die Höhe und schütteln sie in der Luft, der Starost wehrt sich dessen, sie anzunehmen und spricht: „Noch habt Ihr zu wenig getanzt, als daß ich euch befreien sollte.“ Sie antworten ihm darauf singend, daß er gar nicht zum Starosten taue. Nichtsdestoweniger bitten sie abermals um „Befreiung“ in Wort und Weise wie zuvor, indem sie jener Bitte noch die Worte hinzufügen: „Schüttelt den Sack über unserer Schachtel“, wobei die älteste Brautjungfer die Schürze hinauf hält, gleichsam einen Loskauf für die Ruthe verlangend. Darauf wirft ihr der Starost einige Scherben eines zerbrochenen Topfes in die Schürze. Die Mädchen stellen sich erzürnt, und sagen, daß sie solches Geld nicht kennen und nicht nehmen wollen. „Freilich kennt ihr es nicht“ — sagt der Starost — „denn es ist Geld von einem andern König“; darauf entsteht ein allgemeines Gelächter, worauf die beleidigten Brautjungfern wieder zu singen anfangen. Sie wissen sehr wohl, sagen sie, daß das Scherben seien, daß er zu diesem Mittel seine Zuflucht nehme, weil er keinen rothen Heller besitze und übrigens, auch wenn er was besäße, niemand was geben würde; denn er sei ein selbstsüchtiger Mensch, gewohnt, allein zu leben, alles allein zu verschmausen und auszutrinken. Sie thun als gingen sie von ihm fort und singen: „Vivat, vivat, unserer ersten Führerin!“ Da aber der Starost die Ruthe mit Wohlgefallen ansieht, fügen sie hinzu: „Wie schaut der Starost auf unser Kränzlein hin!“ Sie kehren zu ihm zurück und tragen zum dritten Male mit denselben Worten und in derselben Weise ihre Bitte vor, wie die zwei anderen Male. Nun wirft der Starost der Anführerin einige Kreuzer in die emporgehaltene Schürze und will die Ruthe ergreifen. Vergebens! sie wollen diese nicht herausgeben und singen: „Ich geb' nicht, ich geb' nicht den Kautenkrantz so schön, noch hab' ich, noch hab' ich kein'n Becher ja gegeh'n.“

Da bringt denn der Bräutigam einen Krug Bier herbei und übergibt ihn dem Starosten. Der Starost bewirthe die Brautjungfern und will die Ruthe ergreifen. Allein auch diesmal vergebens. Die Mädchen singen: „Ich geb' nicht, ich geb' nicht die grüne Ruthe her, bis sich nicht vor uns noch N. (der Name der Braut) neiget sehr.“ Nun nähert sich ihnen die Braut, macht bei allen die Knieumfassung und der Starost erhält endlich die Ruthe. Alle treten nun auseinander, der Starost geht, die Ruthe in der Hand haltend, gravitatisch rund um die Stube, die Brautjungfern aber singen: „Unser Schulze geht zum Tanze, spielt ihm auf, ihr Geigen, warten müßt Ihr, Bursch' und Mädchen, nicht unterbrecht den Reigen!“ Nach einer Weile setzen sie wieder an: „Unser Schulze geht zum Tanze, mit ihm tanzt das Rütchen grün, stell' sich unter, stell' sich unter eine junge Sünderin.“ Diese junge Sünderin ist vorerst die älteste Brautjungfer, dann eine jede der Übrigen, mit denen er der Reihe nach einmal um die Stube tanzt. So oft eine von ihnen zu ihm tritt oder nach dem Tanze sich von ihm entfernt, macht sie das „Kniefassen“, sich vor ihm zur Erde neigend. Der Starost ist selbstverständlich ein älterer Mann und Hausvater.

Nachdem dieser Tanz beendet ist, beginnt das „Hinausführen“ der Kuthe in die Kammer der Eltern. Das Zeichen hiezu geben die Brautjungfern mit folgendem Gesange:

„Hinein, du grüner Kranz, hinein,
 In Vaters, Mutters Kammer hinein!
 Mach' auf, o Mutter, 's Kämmerlein
 Und heb' mir auf die Kuthe fein,
 Zum neuen Haus mach' auf die Thür
 Heb' auf mein Rautenkränzlein hier!“

Während dieses Gesanges bewegt sich der ganze Hochzeitszug, die Musik und den Starosten an der Spitze, in die Kammer und legt dort die Kuthe für diese Nacht nieder. Damit endet das „Kuthenflechten“; wer aber Lust hat, der tanzt bis zum Morgen.

Am Dienstag, früh Morgens, spielen die Musikanten das Lied „Stern des Ostens“ (Stella maris) zum Preise der Gottesmutter. Darauf gehen die Braut mit der ältesten Brautjungfer, sowie auch die Brautführer einzeln im Dorfe umher, die Leute zur Hochzeit einzuladen. Es ist dies nur eine Formalität, da ja ein Jeder schon vorher vielfach geladen wurde, dennoch ist dieselbe nöthig, denn ohne sie wären die Betreffenden imstande, nicht zu kommen. Sobald nun Alle versammelt sind und bewirthet wurden, geben die Brautjungfern durch Gesang das Zeichen, daß das Brautpaar die Hochzeitsgewänder anlegen soll. Bis nun war der Bräutigam nur feiertäglich gekleidet, die Braut hingegen so, wie am Sonntag während des zweiten Aufgebots. Jetzt unterscheidet sich der Anzug des Bräutigams von seinem früheren Anzuge dadurch, daß ein „Trauerband“, das heißt ein bläuliches Bändchen das Hemd am Halse verbindet, und daß er einen Strauß an der Mütze und einen „Lappen“, nämlich ein mehrfach zusammengefaltetes weißes Tuch in den Gurt gesteckt hat, welches bis an die Knie reicht. Auch die Braut ist gekleidet wie vorhin, nur daß jetzt auch das „Trauerband“ am Halse hinzugekommen und vom Kopfe jeglicher Putz verschwunden ist; das Haar ist glatt gekämmt und in einen oder zwei Zöpfe geflochten, welche über die Schultern herabfallen. Sobald das Brautpaar, also geschmückt, eintritt, stellt die älteste Brautjungfer ein Stühlchen in die Mitte der Stube, gerade unter den Mittelbalken der Decke, da, wo sich die Jahreszahl des Hausbaues eingeschnitten findet, die übrigen Kranzjungfern umringen diesen Stuhl und theilen durch einen gefühlvollen Gesang mit, daß die Ceremonie des „Aufflechtens“ beginnen wird. Nun setzt sich die Braut auf das Stühlchen, die Anführerin beginnt ihr die Zöpfe aufzuflechten, worauf alle andern Brautjungfern der Reihe nach antreten und dies fortsetzen, bis das Haar vollkommen aufgelöst ist. Indessen hat die Mutter schon der ältesten Brautwerberin (Starostin) den für die Braut bestimmten Kopfschmuck übergeben. Es ist dies ein entsprechend gefaltetes weißes Tuch, an welchem ein Aufputz von Raute und Singrün, sowie eine Anzahl farbiger

Bänder angebracht ist. Diesen Schmuck befestigt nun die Starostin auf dem Kopfe der Braut, während die Brautjungfern singen:

„Mutter richte her den Schleier		Rund um sie den Schleier binde.
Und du Brüderlein umwinde		Schmückt sie so das Brüderlein,
Deine Schwester zu der Feier,		Weinet heiß das Schwesterlein.“

Die Scene des „Aufflechtens“ ist in der That sehr rührend. Die Mutter reicht dem ältesten Bruder der Braut den gewünschten „Schleier“ (Podwika), das ist ein weißes, seiner Länge nach mehrfach zusammengefaltetes Tuch. Der Bruder schlingt das Tuch um den Hals der Schwester, bindet es über der Brust mit dem Trauerbände, während die Enden des Tuches lose bis zu den Knien herabhängen. Nun erhebt sich die Braut von ihrem Sitze, vollzieht zum Zeichen des Dankes das „Kniefassen“ an ihrer Mutter, der „Starostin“, den Brautjungfern und dem Bruder, worauf die Mädchen wieder zu singen beginnen:

„Mach auf, o Mutter, das Kämmerlein		Vom neuen Hans mach' auf die Thür
Und gib heraus die Ruthe fein;		Und gib heraus mein Kränzlein mir!“

Nach dieser Aufforderung bewegt sich der ganze Hochzeitszug mit dem Starosten und der Musik an der Spitze vor die Kammer, die Mutter der Braut bringt die Ruthe von dort heraus und überreicht sie dem Starosten. Die Mädchen singen:

„Der Schulz geht über's Brückchen		Der Schulz hat sich zum Flur gewandt,
In seinem langen Röckchen,		Das Rützlein grünt in seiner Hand.“

Die Musik spielt und der Zug kehrt in die Wohnstube zurück. Hier heben die Brautjungfern sofort an: „Tretet an Ihr Eltern, tretet an und segnet die Kinder zur Trauung.“ Auf diesen Ruf hin nehmen die Eltern der Braut am Tische Platz, der Starost, die Ruthe immer in der Hand, heißt das Brautpaar sich neben ihn aufstellen und beginnt, sowie sie den Eltern gegenüber beisammen stehen, die „Abbitte“, das heißt er hält eine Anrede und, wenn er es selbst nicht kann, so thut dies ein Gewandterer für ihn. Solcher Abbittreden gibt es viele, in Prosa sowohl, als auch in Reimen verfaßte. Bei den Lajowiaken wird zumeist folgender Text gebraucht: „Ich bitte Euch alle, Freunde, Nachbarn, Brüder und Schwestern um Aufmunterung . . . Gelobt sei Jesus Christus! Du aber Bräutigam und Du Braut, macht Euch auf den Weg zur heiligen Kirche, zum Ehestande, zur ewigen Vermählung. Diese Eure Eltern hier haben Euch dazu auferzogen und Euch beschenkt nach Möglichkeit. Wenn Du sie einmal beleidiget und nicht um Verzeihung gebeten hast, so thue ihnen Abbitte. Ihr aber, Eltern, verzeihet Euren Kindern von ganzem Herzen, aus Eurer ganzen Seele und segnet sie für ihren künftigen Lebensweg. Wenn Gott immer in Euren Herzen und Gedächtniß sein wird, wenn Ihr Euch gegenseitig achten werdet, so wird es Euch gedeihen in der Kammer und im Speicher, im Hause und auf dem Felde.“

Und jetzt komm' Du Braut und Du Bräutigam und umfasset der Eltern Knie, damit Ihr erhaltet ihren Segen auf Euren Lebensweg, Amen!" Nun händigt der Starost dem „Hochzeitsmarschall“ die Ruthe ein und die Brautjungfern singen:

„Spiel' auf Musik, spiel auf recht frisch nun wieder,
Und Du M. (Name der Braut), Du neige Dich zur Erde nieder.
Spiel' auf Musik, spiel auf recht frisch nun wieder,
Und Du M. (Namen des Bräutigams), Du neige Dich zur Erde nieder.“

Die Musik spielt auf, das junge Paar macht die „Knieumfassung“ an den Eltern, welche gewöhnlich unter Thränen antworten: „Gott, gebe Dir Glück und Segen!“ Ist die Braut eine Waise, so singen die Brautjungfern noch während der Knieumfassung:

„Ach Mutter komm' hernieder, Vom Himmel steig' herab, Man brauchet hie Dich wieder, Loß Dich am Strahl herab, Am gold'nen Sonnenstrahle, Mit Dir die Heiligen alle!	Da ging das Mütterlein Und bat das Jesulein: „Zur Hochzeit komm' es morgen'. Doch weiß das Jesulein Und sagt's dem Mütterlein: „Daß Freunde sie besorgen.“
--	---

Diese tiefe Verneigung machen die Brautleute zu dreien Malen vor den Eltern und gehen dreimal von rechts nach links um den Tisch herum, an welchem Jene sitzen. Wenn dies vorüber ist, singen die Brautjungfern:

„Dreh Kränzlein Dich im Kreise, Um Vaters Tisch herum; Ich muß ja wohl im Kreise Mich drehen, rund herum,	Um Vaters Tisch mich treiben, Weil man auf keine Weise Mich länger hier läßt bleiben.“
--	--

Jetzt schwingt der „Marschall“ die Ruthe in der Luft und ruft: „Mir nach!“ und geht, vom Brautpaar und der Musik gefolgt, dreimal, von rechts nach links schreitend, um den Tisch herum, der ganze Hochzeitszug hinter ihnen drein, während die Mutter der Braut oder die älteste Werberin alle mit Weihwasser besprengt. Auf dem Tische liegen Brodschnitten, von denen jeder Vorüberziehende eine nimmt, um sie dem vor dem Hausflur stehenden Bettler zu geben. Nach dreimaligem Umschreiten des Tisches verläßt der Zug in derselben Ordnung die Stube. Die Braut bleibt an der Schwelle zum Hausflur stehen, der Bräutigam außen an jener des Hauses und beide machen die Knieumfassung an jedem der Hinausgehenden (sei er groß oder klein), um von Jedem das freundliche „Gott gebe Dir Glück und Segen!“ zu vernehmen. Im Hofe, vor dem Hausflur bleiben alle stehen. Hier übergibt der Festmarschall die Ruthe auf eine Weile seinem Stellvertreter, dem Vicemarschall, und bewirthe die Festgäste mit dem Inhalt einer ihm vom Brautvater gereichten Flasche. Nachdem alles ausgehenkt und getrunken worden, wirft er die Flasche

und den Kelch über das Hausdach, die Musik spielt einen „Tusch“, hie und da werden aus dem Hinterhalte Pistolen- oder Flintenschüsse abgefeuert und jetzt nimmt der Marschall wieder die Ruthe aus den Händen seines Stellvertreters. Nun nähert sich ihm die älteste Brautjungfer, steckt an jede von deren Sprossen einen Apfel, bindet dem Marschall ein schönes Band um den Hals und befestigt einen Strauß an seine Mütze. Die Mädchen singen:

„Heiliges Kreuz, Du uns geleite,
Die gute Stunde gib uns heute,

Geleite uns, heilige Marie,
Nicht groß ist unsere Compagnie!“

und der ganze Zug setzt sich zu Fuß nach der Fahrstraße in Bewegung. Während dieses Ganges spielt die Musik und die Brautjungfern singen leise die vorgeschriebenen Lieder. Auf der Fahrstraße stehen schon die Wagen bereit. Auf dem ersten Wagen nehmen Platz: das Brautpaar, der Festmarschall, die älteste Brautjungfer, der Starost und die älteste Werberin, auf dem zweiten die übrigen Brautjungfern, auf den übrigen Wagen der Rest des Zuges und die Musikanten. (Bei den Krakowiaken sitzen die Brautführer zu Pferde.) Während des Platznehmens singt der Marschall, gegen die Braut hingewandt, Folgendes:

„Seh' Dich jetzt N. herauf,
Dein Böpflein steck Dir auf;

Steck' Dir daraus ein Mädchen,
Bist nimmermehr ein Mädchen.“

Die Braut klettert auf den Wagen, setzt sich jedoch nicht nieder, denn sie muß stehend fahren, sei es nur drei Feldlängen weit, und währenddessen Strohhalme und Heu aus dem Wagen auf den Weg streuen — „man weiß nicht, zu welchem Andenken“. Die Musik spielt auf, Gesang erschallt und die Wagen jagen dahin, „was das Zeug hält“. Wenn man vor einer Bildsäule oder einem Kapellchen vorbeifahren muß, bekreuzen sich die Brautjungfern und singen: „Brautführer und Brautwerber, nehmt ab die Mützen hie, denn hier ist Christi Leiden und der Jungfrau Marie.“ Vor der Trauung legen die Brautleute ihre Beichte ab und treten an den Tisch des Herrn. Nach der Trauung nimmt der Marschall die Äpfel von der Ruthe herab, weil sie „ihm zukommen“. Nur den „Mittleren“, das heißt jenen, welcher auf die Mittelsprosse gesteckt war, übergibt er der jungen Frau.

Nach Hause kehrt man in derselben Ordnung zurück als man zur Kirche gekommen war. Hier erfolgt die Bewirthung des Hochzeitszuges mit einem frischen Trunke, und wenn dies abgethan ist, fordern die Mädchen den Marschall zum Tanze auf. Nun beginnt die Musik die Polonaise zu spielen. Der Marschall, die Ruthe in der Rechten, geht in Begleitung der Brautführer einmal um die Stube herum, worauf er die älteste Brautjungfer bei der Hand faßt und einen Rundgang mit dieser macht. Sodann übergibt er sie dem ihm zunächst folgenden, und so gehen der Reihe nach alle Brautjungfern und zuletzt die Werberinnen von Hand zu Hand um die Stube herum. So oft der Starost seine Tänzerin wechselt, singen die Zurückbleibenden: „Unser Marschall geht zum Tanze,



Reichsadfahrt bei den Sajanbergen.

Erasmus

tanzt mit ihm das Rüthlein grün, unter'm Rüthlein, unter'm Rüthlein geht ein schönes Mägdlein hin." Nach dieser „Polonaise“ stellt der Marschall die Tische auf, die „Köchin“ hat die Gerichte aufgetragen und die Mädchen geben singend das Zeichen zum Festmahle. Dem jungen Paare wird nur Hirsebrei, und dieser ohne Salz gereicht, „damit es lerne, Salz und gute Nahrung zu verdienen“. Dafür bekommen die übrigen Hochzeitsgäste alles, was nur die ländliche Küche erfinden kann. Auch das Festmahl verläuft nicht ohne Gesang. Die armen Brautjungfern kommen nicht zu Athem; kaum sind sie auf eine Weile verstummt, so fangen sie wieder von neuem an. Bald schmählen sie mit der jungen Frau, daß sie nicht genug guten Barzecz gegeben hat, bald necken sie die Werberinnen und werfen ihnen vor, daß sie, „was sie nicht fertig essen und fertig trinken, unter die Arme stecken“. Ist es endlich Zeit vom Tische aufzustehen, so singen die Mädchen „Lieb' Marschällchen, lieb' Marschällchen, führ' hinaus die Mädchen, denn verknittert sind die Schürzchen worden hinter'm Tische.“ Die Musik spielt die „Polonaise“ und der Marschall führt den Reigen an, wie nach der Ankunft aus der Kirche. Man trägt die Tische hinaus und nun setzt sich das Singen, Spielen, Tanzen und die Bewirthung bis in die späte Nacht hinein fort.

Auch den folgenden Tag über dauert die Unterhaltung, bald im Hause der Braut, bald bei der ältesten Werberin, bald bei der ältesten Brautjungfer. Überall Trinken, Essen, nach dem Essen die „Polonaise“ und darnach andere, nicht vorgeschriebene Tänze. Erst am Abend findet die „Heimführung“ statt. Der ganze Zug hat sich im Hause der Braut versammelt, um die Neuvermählte in das Haus des Gatten zu geleiten. Allein sie hat sich irgendwo versteckt, weshalb die Brautjungfern den Brautführern vorwerfen, daß sie nicht genug aufgepaßt haben:

„Euch trifft die Schuld, Ihr Junker,
Daß uns're (N.) ist fort!

In Wald ist sie gegangen,
Verloren ist sie dort.“

Sie fügen jedoch sofort hinzu:

„Die (N.) müßt Ihr nicht suchen,
Nicht an ihr Fenster pochen,

Sie kommt von selbst zurücke,
Wie's Schäfchen zu der Krippe.“

Allein die Junker (Brautführer) laufen in alle Winkel, in alle Nebengebäude und suchen theils die Braut, theils solche Gegenstände, die sie aus deren Elternhause für die junge Hausfrau mitnehmen könnten. Findet man endlich die Braut, welche sich manchmal sogar in einem anderen Hause verborgen hatte, so führt man sie herbei und überantwortet sie dem Marschall. Der Vice-Marschall hat unterdessen das Stühlchen gefunden, das der Ceremonie des „Behaubens“ dienen soll; die Mutter hat dem Starosten das Bettzeug der Braut übergeben, die Brautführer ergreifen nun alles, was ihnen beim Suchen der Neuvermählten in die Hände gefallen war, der Vater hat dem ganzen Zuge zugetrunken;

nun ist alles bereit; also stimmen die Brautjungfern Klagelieder an, worin sie im Namen der Braut vom Elternhause Abschied nehmen, und so verläßt der Hochzeitszug das Haus und macht sich auf den Weg. Die Mädchen singen:

„Trüb sind worden, trüb sind worden die Wänd' in Vaters Haus,
 Fort geflogen, fort geflogen ist ein buntes Vöglein d'raus,
 Hell sind worden, hell sind worden am Himmel alle Sternelein,
 Denn der (M.) er führt die (M.) bei sich ein.“

Die Braut weint, reißt aus, aber vergebens! Zwei so festen Burichen, wie der Marschall und sein Stellvertreter sind, kann auch das findigste Mädchen nicht entkommen. Endlich bleibt der Zug an der Einfriedung vor des Bräutigams Hause stehen; denn das Gitterthor ist verschlossen. Da singen die Mädchen:

„Verschlossen ist das Pförtlein	Wer schließt es uns wohl auf?
Mit einem gold'nen Ringlein,	(M.) spring herbei im vollen Lauf!“

Der Bräutigam kommt heraus und öffnet das Gitter, worauf der Hochzeitszug vor der Hausthür abermals Halt macht. Auch diese ist verschlossen, so bitten denn die Mädchen die Mutter des Bräutigams singend um Einlaß. Die Mutter öffnet die Thüre, und die Brautjungfern ermahnen die Neuvermählte, sie möge die Schwelle mit dem rechten Fuße zuerst überschreiten, damit Glück und Gottes Ehre mit ihr einziehe.

An der Hand geführt überschreitet die Braut die Schwelle und tritt in die Stube ein. Die Mutter des Bräutigams hat indessen Salz und Brod auf den Tisch gestellt und um diesen Tisch führt nun der Bräutigam seine Braut dreimal nach rechts herum. Die Mädchen aber, nachdem sie den gerechten Tadel ausgesprochen, daß die Schwelle zu hoch sei, daß man sich leicht daran die Füße brechen könne, singen: „Wie froh wird doch, wie froh wird doch des (M. M.) Stube sein, es slog herein, es slog herein ein buntes Vögelein.“

Inzwischen hat der Bräutigam seine Gattin dem Marschall übergeben. Dieser stellt sich mit ihr vor die Musik auf und stimmt ein Lied an. Nachdem er gesungen und einmal herum getanzt hat, übergibt er sie dem nächsten Brautführer und so einer dem andern bis hinunter zum Letzten, und jeder singt dabei das vorgeschriebene Liedchen und tanzt einmal um die Stube herum. Diese Liedchen schildern die schwere Arbeit des Landmannes, die Sorgen des Lebens, die häufigen Unannehmlichkeiten, welche von Seiten des Mannes und die noch häufigeren, welche von Seiten seiner Mutter kommen. Einer der Brautjungfer thut, als ob er nicht singen könnte; er besinnt sich lange, endlich singt er:

„O Heuchen, Du Heuchen von der Senje gemäht,	O Heuchen, gar feucht ist unter Dir ja der Grund,
Jetzt wirft Du von M. auch um und um noch gedreht.	Uns're M. ist wie ein Beerchen, so frisch und so rund!“

Hierauf kommen die Brautjungfern an die Reihe, von der ältesten angefangen bis zur letzten; jede singt und tanzt einmal mit der Braut herum. Die Lieder, welche sie singen,

sind meist schön und rührend. Bald nehmen sie für immer Abschied von der Freundin, mit welcher sie so viel verkehrt haben und drücken Bedauern über den Verlust der Freiheit aus, welche nun unwiederbringlich dahin ist, bald sprechen sie die Hoffnung aus, daß der Ehestand ihr Glück bringen werde und loben dabei oder necken auch den Bräutigam, Alles dies rührt die Neuvermählte bis zu Thränen; so singt die letzte der Brautjungfern zu ihr gewendet:

„Wein' nicht! um's Kränzlein sei N. Dir nicht leid, | Dem Herrn Du Dich weih' und Seinem Mütterlein,
Spend' eine Messe, dem Herren geweiht, | Und fern wird Dein Lebtag das Böse Dir sein.“

Während dieses letzten Gesanges und Rundtanzes richten die Brautjunker ein strenges Augenmerk auf Thür und Fenster; denn es soll die „Behaubung“ stattfinden. Also ist die Neuvermählte geneigt, davon zu laufen; allein der Marschall hat sie schon aus den Händen der letzten Brautjungfer in Empfang genommen und der Vicemarschall hat schon das Stühlchen in die Mitte der Stube gestellt. Die Braut reißt sich los, wirft den Schemel einmal, zweimal um; doch setzt sich der Marschall endlich selbst auf den Stuhl und setzt sie sich mit Hilfe des Vicemarschalls auf die Knie. So ist sie nun von der Übermacht bezwungen und die Brautjungfern geben das Zeichen zur „Behaubung“.

„Nun heißt's fort, meine N., nun heißt's fort,
Mit den Böpfchen unter's Kästchen; nimm die
Haube dort!

Kukuf hat geschrie'n beim Pfühlchen
Und geweint hat N. am Stühlchen.
Kukuf schrie am Baum unzählig

Und geweint hat N. glücklich,
Kukuf schrie, hat aufgehört.
Was hat dir der Herr gewährt?
Allerschönster Lohn ward mir gewähret,
Dem Waldböglein ward grünes Gras bescheeret.“

Die älteste Werberin, die Starostin, ist nun zur jungen Frau getreten, hat ihr den Haarschmuck abgenommen und will sie behauben. In manchen Gegenden schneidet man der Braut den Zopf ab und legt ihn in die Haube. Bei den Lasowiafen ist dies nicht der Fall. Hier hebt die Starostin den Zopf in die Höhe und bemüht sich der Braut die Chemelka, das heißt einen hölzernen Reif, auf den Kopf zu stecken, um welchen man den Zopf herumwindet, worauf man die aus ungebleichtem Zwirn gefertigte Haube setzt. Allein, ehe ihr dies gelingt, hat die Braut mehrere solcher Chemelki zerbrochen, und es wäre sicher nicht möglich, ihr den Kopfschmuck aufzusetzen, wenn der Starostin nicht auf ihr Bitten von den Brautjungfern dadurch geholfen würde, daß sie die Hände der Braut festhalten. Über die Haube hat die Starostin endlich das weiße Tuch gelegt, wie es die Frauen zu tragen pflegen und damit ist die Ceremonie der „Behaubung“ vollendet. Allerdings äußert der Marschall singend, daß die Starostin die Braut „schief behaubt“ habe, allein sie schenkt dem keine Aufmerksamkeit; sie antwortet ihm ebenfalls singend, daß die Braut dessenungeachtet eine Frau und der Bräutigam ihr Mann sei. Endlich stellt sie sich mit der Braut vor die Musik hin und erzählt singend, sie sei auf dem Sahrmarkt

gewesen, habe sich eine junge „Kalbin“ gekauft und fragt, ob sich nicht Einer fände, der sie kaufen wolle. Das ist die wieder aufgenommene Komödie, mit welcher das „Versprechen“ begonnen hat. Es meldet sich der Bräutigam, die Starostin überantwortet ihm die Neuvermählte, damit er sie, ehe er zahlt, „herumführe“. Der Bräutigam will nun mit ihr tanzen, sie aber thut als ob sie hinkte und halbblind wäre. Da das der Bräutigam sieht, erklärt er der Starostin, daß er ein solches Geschöpf nicht brauchen könne; die Starostin aber zeigt sich aufgebracht darüber, wie er nur so etwas erfinden könne, nimmt ihm die



Herumgehen mit Tur.

Braut wieder ab und fängt an mit ihr zu tanzen, indem sie singt: „Weder blind ist sie, noch krumm, seht nur, wie sie springt herum“. In der That zeigt sich bei der Braut keine Spur eines Gebrechens. So will denn der Bräutigam abermals mit ihr tanzen, allein es wiederholt sich dasselbe Spiel; erst nach dem dritten Versuche fängt die Braut an prächtig mit ihm zu tanzen. Nachdem er sich nun überzeugt hat, daß der Gattin nichts fehle, sagt er: „Wohlau, jetzt will ich sie Euch schon bezahlen.“ Er bringt irgend ein Getränk und bewirthezt zuvörderst die Starostin, dann den ganzen Hochzeitstroß. Die Mutter des Bräutigams hat ein Nachteffen aufgestellt, während der Marschall dergleichen thut, als kehre er mit der Ruthe alle Winkel der Stube aus, darauf bindet er die Krajka (Gürtel) und das Band von der Ruthe los, nimmt sich den Gürtel, gibt dem Vicemarschall

das Band und händigt die Ruthe dem jungen Paare ein. Dieses dankt ihm durch das „Knieumfassen“, die Ruthe aber wandert unter die Familien-Reliquien. Bei Tische fällt der jungen Ehegattin bereits die Rolle der Hausfrau zu, womit das Hochzeitsfest seinen Abschluß findet, namentlich da die Musikanten nicht mehr aufspielen wollen, weil es „ihr Recht ist, nur bis zur Behaubung zu Diensten zu stehen“. Am nächsten Tage kommt, wer es noch aushält, zur Nachfeier und unterhält sich gegen die Mittagszeit, natürlich ohne Musik, da diese schon vom Bräutigam fortgeführt worden. „Man leert die Fässer“, heißt es, „bis an den Boden, die Werberinnen essen die Würste zu Ende, die Mädchen die Bröschchen, die Starosten nagen die Knochen und die jungen Tröpfe haben schwere Köpfe.“

Ablässe. Das polnische Volk pflegt zu bestimmten Zeiten nach jenen Orten zu wallfahrten, welche durch Wunder oder Ablässe geheiligt sind. Ein solcher Ort findet sich nahezu in jedem Landbezirke. Nach diesen nähergelegenen Orten pilgert das Volk mit Fahnen und Heiligenbildern, oft auch mit seinen Geistlichen an der Spitze, nach den entfernteren und berühmteren Wallfahrtsorten, wie Lezajsk oder Kalwaria Zebrzydowska in Galizien, wie Czestochowa im Königreich Polen, gelangen die pilgernden Massen unter der Leitung von Führern, welche der Wege und der an Ablassorten üblichen Ordnung kundig sind. Sie machen den Weg zu Fuße und besuchen auf der Pilgerfahrt alle bedeutenderen Kirchen, an welchen sie vorüber kommen. Unterwegs singen sie andächtige Lieder, wobei der Anführer vorher jede Strophe des zu singenden Liedes laut ansagt. An den berühmteren Orten kann man 30.000 bis 50.000 Wallfahrer sehen, in Czestochowa jedoch ist auch die Zahl von 100.000 keine außergewöhnliche Sache.

Die Leichenbestattung. Der Tod wird durch gewisse außergewöhnliche Zeichen angekündigt: Durch das Winseln eines Hundes, den Schrei einer Gule, das Stehenbleiben einer Uhr ohne sichtbare Veranlassung, das Erscheinen des „Todes“ selbst, der sich entweder in der Nacht vor den Fenstern, oder direct dem Kranken zeigt. Erscheint der Tod zu Häupten des Kranken, so muß dieser unbedingt sterben, zeigt er sich bei den Füßen desselben, so geschieht diesem nichts. Wem es einmal beschieden ist zu sterben, dem helfen keine Ärzte. Wenn es mit dem Kranken schlecht steht, so ruft man den Priester herbei, und liegt er in der Agonie, so bettet man ihn auf „grades Stroh“, das heißt, auf den Fußboden der Stube, auf welchen man einen Bund geraden, unzerknitterten Strohs gebreitet hat, und zündet eine geweihte Kerze an. Der Sterbende sieht seinem Ende mit großer Ruhe entgegen; ist er im Stande zu reden, verbittet er sich das Wehklagen der Angehörigen, theilt Ermahnungen aus, nimmt Abschied von den Seinen und von den Freunden und im letzten Augenblicke macht er noch mit der Hand das Zeichen des Kreuzes, so wie er es gemacht hatte, als er aus dem Hause ging oder fuhr, wenn er sich nach einem entfernten Orte auf den Weg machte. Nur ohne Beichte zu sterben ist ihm schrecklich,

es sei denn, daß man im Kriege, in der Schlacht falle; da genügt es wohl, wenn man sich bekreuzt und zu Gott hinauf sehzt. Ein solches Heldenthum im Augenblicke des Todes vermag nur ein starker Glaube zu verleihen.

Der Sarg wird aus einfach abgehobelten Brettern in Gestalt einer Kiste ohne allen Zierat verfertigt. Er wird nicht bemalt und auf dem Deckel wird nur ein mit Kohle gezeichnetes Kreuz angebracht. Man wäscht den Verstorbenen und bekleidet ihn mit seinem „Sterbegewand“. Für einen Mann näht man das lange Sterbehemd aus weißer Leinwand, mit schwarzem Gürtel, und ein Beinkleid, wie er es immer trug, aus weißem Leinenstoff. Der Kopf ist bedeckt oder auch nicht, die Füße sind mit Socken, seltener mit Stiefeln bekleidet. Unter dem Kopfe befinden sich Späne von den abgehobelten Sargbrettern. Die Frau wird mit dem Gewande bekleidet, das sie im Sommer zum Kirchengange trug, es fehlt nur das Tuch, das sie gewöhnlich überwarf. Ein Mädchen wird, wie zur Trauung angekleidet, den Kranz im Haar, in den Sarg gelegt. Außerdem legt man ein Skapulier, einen Rosenkranz dem Verstorbenen auf die Brust und, wenn er des Lesens kundig gewesen war, das Gebetbuch, aus welchem er gebetet hat, in die Hände. Die Hobelspäne, welche nicht zur Kopfunterlage des Verstorbenen verwendet worden sind, wirft man über die Umzäunung des Hauses hinaus, damit die Vorübergehenden sie erblicken und ein „Gott gebe ihm die ewige Ruhe“ sprechen.

Solange sich der Verstorbene noch im Hause befindet, kommen Verwandte und Bekannte und beten für die Seele des Abgeschiedenen. Wenn man den Sarg aus dem Hause trägt, berührt man mit demselben dreimal die Schwelle und spricht dabei: „Friede sei mit diesem Hause“. Solange die Kirchenglocken noch nicht läuten, wohnt die Seele des Hingeschiedenen, heißt es, noch in seinem Leibe und hört und sieht alles, was um sie herum vorgeht. Erst mit dem Anschlagen der Glocken eilt sie vor Gottes Richterstuhl. Das Trauergesolge pflegt sehr zahlreich zu sein. Als Führer functionirt ein Mann, der in diesen Dingen bewandert ist. Er stimmt die Gesänge an. Er ist es auch, der „abbittet“, das heißt die Abschiedsworte spricht, entweder bei dem Aufbrechen des Leichenzuges aus dem Hause, wenn die Kirche sich im selben Dorfe befindet, oder vor der letzten Bildsäule des Dorfes, wenn die Kirche des Sprengels an einem anderen Orte ist. Der Texte zu diesen Reden gibt es viele, der Inhalt derselben ist jedoch überall nahezu derselbe. Zuletzt läßt der Vorbeter drei Vater Unser und dreimal den Englischen Gruß für die Seele des Abgeschiedenen beten, und endlich tritt Jeder an den Sarg heran, wie dies auch in Niederösterreich der Brauch ist, und umfängt ihn mit den Armen zum Zeichen des Abschiedes. Wenn man einen Todten in das Grab hinunter senkt, wirft jeder der Anwesenden ein Klümpchen Erde auf den Sarg. In manchen Gegenden thun es die Verwandten nicht, weil es Schaden bringen soll. Auf die Gräber werden Kreuze gesetzt

oder Bäume gepflanzt oder sie bleiben auch ohne jedes Zeichen. Nach dem Begräbniß pflegt im Todtenhause eine bescheidene Bewirthung stattzufinden.

Volkslied. Die polnische Volkssprache kennt den Ausdruck „Poesie“ nicht. Das Wort wiersz (Vers) aber bedeutet soviel, als „Zeile“ und darf nicht, wie dies manchem Ethnographen begegnet, mit wiersza verwechselt werden, das aus der Volksdichtung bekannt ist und ein bis heute bei den Lasowiaken und anderwärts bekanntes Werkzeug zur Fischerei bezeichnet. Alles, was nicht Prosa ist, wird vom polnischen Volke „Lied“ genannt; und das mit Recht, da außer den gereimten Sprichwörtern und Räthseln alles als Lied, das heißt Gesang, fortlebt.

Erst in unserem Jahrhundert hat sich die Aufmerksamkeit der Forschung der urwüchsigem Volksdichtung zugewendet. Seit 1820 ungefähr werden in allen Theilen Polens Lieder und Erzählungen gesammelt und veröffentlicht. In Galizien ist diese Richtung hauptsächlich durch einen Mann repräsentirt, welcher in der Geschichte dieses Landes sich einen rühmlichst bekannten Namen gemacht hat. Wenzel Zaleski, in seinen letzten Lebensjahren k. k. Statthalter, war ein eifriger Liebhaber und Sammler des Volksliedes, und ließ unter dem Pseudonym Wacław z Dleska eine Sammlung derselben erscheinen, die in jenen Jahren die reichhaltigste war und für immer verdienstvoll bleiben wird.

Das Volk unterscheidet „weltliche“ das heißt profane, und „fromme“, das heißt religiöse Lieder oder vielmehr Gesänge; unter den weltlichen wieder *śpiewki* („Liedlein“, „G'stanzeln“) und Lieder im eigentlichen Sinne. Die letzteren sind, wie die frommen Lieder, ausschließlich für den Gesang, die „Liedlein“ außerdem zum Saitenspiel und Tanz bestimmt. So sind denn die *śpiewki* eigentlich Tanzlieder oder Tanzweisen.

Das Tanzlied bildet den Löwenantheil der polnischen Volkspoesie, nicht nur um seines fast unerschöpflichen Reichthums willen, sondern auch darum, weil es im eigentlichen Sinne Volkspoesie, das heißt eine wahrhaftig aus dem Herzen des Landvolkes geschöpfte Poesie ist, weil es dieses Volk und mit ihm die ganze Nation am getreuesten wieder spiegelt. Da es dazu bestimmt ist, vor den Musikanten abgesungen zu werden und zumeist vor ihnen komponirt wird, so ist das Tanzlied der Natur der Sache nach kurz, zwei- oder vierzeilig (selten länger). Da aber der Musikant es dem Gehör nach spielen soll, damit der Sänger mit seinem Dirnlein tanzen könne, was ihm beliebt, so ist sein Rhythmus und seine Melodie der Rhythmus und die Melodie der polnischen Tänze.

Es kann nichts Anmuthigeres geben, als dieses Ablauschen, und im Fluge Erfassen des Volkscharakters, wie er sich da ohne den geringsten Vorbedacht oder Vorsatz gibt.

Wenn der Bauernknecht mit seiner Tänzerin vor den Musikanten steht und singt:

„Bin ein schlanker Bursche,
Fürchte keine Prügel;

Wer die Prügel fürchtet
Bleibe hinter Schloß und Riegel.“

oder: „Todt ist Maciek, maustodt, liegt schon auf der Diele,
Thät man ihm was geigen, spräng' er auf beim Spiele;
Denn Mazur hat solch' ein Leben
Wer auch todt ist, muß sich regen.“¹

so ahnt er gar nicht, daß er in Geberde und Tone, sowie in den Worten seines Liedchens dem Zuschauer und Hörer das eigentlichste Mark der polnischen Natur offenbart,



Wenzel Jaleski.

Seelenheiterkeit, lebhaftes Temperament, militärische Strammheit, Lüchtigkeit und Frische, bei alledem aber ein goldenes, der edelsten Gefühlsausbrüche fähiges Herz. Derselbe kriegerische, schneidige Ton, dieselbe frische, heitere, aber abgerissene, gleichsam commando-artige Melodie herrscht auch dann vor, wenn das verwundete Herz weint und das Auge

¹ Hier, wie an anderen Stellen ist der Übersetzer mit dem Reim etwas frei umgegangen, wie dies auch in der ungezwungenen Form der Originale oft vorkommt. Er hat sich indessen bemüht den Hauptaccent auf den Rhythmus der verschiedenen Tänze zu legen, wo sich dies mit dem Accent des deutschen Metrum vereinigen ließ, hat aber sonst, wo dies nicht anging, den Tanzaccent, welcher sich ohnehin nur im $\frac{2}{4}$ oder $\frac{3}{4}$ -Tact wiederkehrend bewegt, der Ungezwungenheit des Ausdrucks aufgeopfert.

sich mit Thränen füllt, auch dann, wenn der Gedanke unter schweren Kimmernissen Trost und Hilfe im Himmel sucht. Die Melancholie ist hier ein seltener, fast nie gekannter Gast.

So wie das Volk selbst mit der Natur eng verbunden und für ihre Erscheinungen empfänglich ist, so geht auch in seinen Liedern gewöhnlich irgend ein der Natur entlehntes Bildchen vor, worauf der Gedanke folgt, den der Sänger auszudrücken wünscht; auf diese Art entstehen oft wahre Perlen von Gedanken, Empfindungen, Scherz, Muthwillen, Satyre in der goldenen Fassung einer anmuthigen Form:

„Die Weichsel fließt und fließet, läßt hinter sich kein Zeichen,
Und ein artig Mädchen schilt nicht auf Thresgleichen.

„Die Weichsel fließt und fließet, und braust über's Gestein,
Und wer nicht fleißig schafft, der heimset Armut ein.“

„Pferdchen trink' kein Wasser, denn trüb ist's Wässerlein,
Du traun ja keinem Burschen, sonst wirst betrogen sein.“

„Es rauscht der Wald, es rauscht der Wald, es rauscht das Zweigelein;
Ich seh' ihn nicht, ich hör' ihn nicht, den Allerliebsten mein.“

„Wo es hell sollt' werden, hat sich's schwarz umzogen,
Schon ist unre Liebe mit dem Wind verflogen;
Mit dem Wind verflogen, mit dem Fluß verronnen,
Als wär' diese Lieb' nie in die Welt gekommen.“

„Einer Stalowianka ist es schlimm ergangen,
Denn ihr ist aus Liebe das Herz entzwei gegangen,
Wollt' ihr's Herzlein flicken ein Drähtler wohlgeübt,
Kaum hat er begonnen — ist er schon verliebt.“

„Bin ich erst ein Pfarrer, viel ich kopulir',
Welches Mädcl schön ist, das behalt ich mir.“

„Wüßtet Ihr's, Ihr Mädcl, wüßtet Ihr es nur,
Was ein alter Bursch ist für 'ne Creatur!
Soll er Feuer machen: brennt den Bart er an,
Soll er Wasser holen: hinken wird er dann.“

„Geht hinauf, ihr Schäschen, Böck' bleibt unten sein;
Von Rudow die Bursche haben krumme Bein'.
Denn sie gehn zum Tanze, wie vom Bock das Horn,
Hinten krumme Füße und der Bauch steht vorn.“

Und der Inhalt dieser „Lied'ln“? Er ist offenbar so mannigfaltig als das Leben. Das Liedl ist wie ein reiner Wasserspiegel, in welchem der Landmann seine Gestalt, seine Seele, alle seine Freuden und Leiden, seine Mühen und Sorgen erblickt, alles was er liebt oder nicht liebt, alles was er erhofft und begehrt und was er vermeiden möchte.

Die Mutter fingt an der Wiege:

„Lulu, Kindchen, lulu, du mein Kleines, schlaf’,
Daß man es nicht schlage, werde ’s Kindchen brav:

Schlafe Kindchen, schlafe, wachse wie die Riesen,
Treibst dann bald, mein Falke, Gänschen auf die
Wiesen“.



Wasserbegießung zur Osterzeit.

Auf der Weide fingt man:

„Treib’ die Schafe nicht, o Hirtin, in den Thau, ja Thau,
Naß machst Du die nackten Füßchen, schau wie naß, ja schau!
Treib’ die Dachsen nicht in’s Feld, mag Dich nicht sehn, nicht sehn,
Mit den meinen werden Deine nimmer gehn, nicht gehn.“

Der Verliebte:

„Du mein liebes Mädchen, Du mein Schwarzaug' hier,
Springt mir aus dem Leibe schier mein Herz zu Dir.“

Die Glückliche:

„Es strahlt der Mond, er strahlet, es helfen ihm die Sterne,
Bin häßlich ich, so haben die Bursche mich doch gerne.“

Einer, dem die Zeit beim Pflügen lang wird, weil man ihm kein Frühstück bringt:

„Ach mein Gott, ach mein Gott!	Wachtel treibt sie, Wachtel treibt,
Kleine Lerche pflüget,	Wo nur 's Frühstück bleibt!“

Er fürchtet sich vor dem Militärdienst:

„Du Kaiser, o Kaiser, hol' zum Krieg uns nimmer
Denn die Mütter weinen, daß die Erde wimmert.“

Da er genommen worden:

„So spielt mir auf, Ihr Leute, diesen Krakowianen,
Denn sie nahmen gestern mich zu den Uhlanen,
Gestern zum Uhlanen, heute zum Wojaken,
Spielt mir auf, Ihr Leute, diesen Krakowiaken.“

In böser Stunde:

„Ging ich mit dem Mäd'el erst an zu scharmuziren,
Kommt ein Blatt geflogen, fort muß ich marschiren.“

Sie heiratet:

„Fröhlichkeit, Fröhlichkeit, auf vier Wochen Zeit,
Kümmerniß und Trauer dann auf ew'ge Dauer.“

Man lacht den Mazovier (Mazuren) aus, weil er dumm ist, er aber macht sich nichts daraus, weil er kräftig ist:

„Hast Du jemals schon gesehen,
Wie 'n Mazure kommt zur Welt?
Sieben Tag' kann er nicht sehen
Und am achten geht der Held.“

Hast Du jemals schon gesehen
Wie so ein Mazure lebt?
Seine Freunde liebt er innig,
Prügelt seinen Feind unsinnig.“

Der Krakowiak:

„Bin ein solcher, bin ein strammer,
Strammer Krakowial', strammer Krakowial'.
Rothe Mütze, rothe Mütze,

Zolldick der Beschlagn,¹
Weiß ist die Sukmane,
Dane, meine Dane.“²

Unter den Goralen:

„Ging mein Mädchen einmal hin zu den Goralen,
Hat sie schön gebeten um eine Schnur Korallen.
Gaben ihr das Schnürchen, wollten auch daneben
Noch ein schönes Bändchen ihr zum Schmucke geben;

Noch ein schönes Bändchen und die zweite Schnur,
Wenn gefreit der Bräut'gam ihre Tochter nur;
Die Tochter ward gefreit, doch hin sind die Korallen,
Denn es sind gar geizig immer die Goralen.“

¹ Bezieht sich auf die hufeisenförmigen Beschläge der berühmten Krakauer Stiefel.

² Dane, ein in den polnischen Volksliedern oft wiederkehrendes, offenbar aus euphonischen Bedürfnissen entstandenes Füllwort.

Alle diese kleinen Tanzweisen ergreifen die Dinge im Fluge, sowie nur etwas Neues auftaucht. Es sind nun auch schon Bosnien und Herzegowina darin wiedergespiegelt, sowie die Kriegereignisse, welche sich dort zugetragen haben.

Ein Mittelglied zwischen diesen Tanzweisen und den eigentlichen Liedern bilden die längeren Weisen, die nicht zum Tanze bestimmt sind, aber dennoch die Melodie und den Rhythmus der Tanzlieder tragen.



Sobotta-Feier.

Überboten:

„Lieb' Schusterlein, Schneiderlein, arbeit nur frei
Und Stiefelchen mach' mir aus Dohfengeschrei.“
„Wohl mach' ich aus Dohfengeschrei Dir die Schuh,
Du dreh mir den Pechdraht aus Regen dazu.“
„Ich dreh' Dir aus Regen das Pechdrählein schon,
Du näh' mir ein Wieder aus hochrothem Mohn.“
„Das Wieder aus hochrothem Mohn ich Dir näh',
Du bett' mir ein Lager auf wogender See.“
„Das Lager auf wogender See bett' ich dann,
Schlaf' aus Dich darauf, doch konnt' dran nicht an.“

Mückenunglück: (in Szujski's Übersetzung.)

„Welch' ein Getöse in dem Wald,
Daß es im Dorfe wiederhallt!
Die Mück' ist von der Eich' gekrochen,
Sie fiel, das Rückgrat ist gebrochen!
Die Schenkel sind entzwei gesprungen,
Sie hat beschädigt auch die Lungen!
Wie es die Fliegen nun erfahren,
Da kommen sie in großen Scharen.
Sie gehen hin, sie geh'n zurücke:

„Willst Du den Arzt, Du liebe Mücke?“
„Wozu unnöthig Geld verprassen?
Den Prior soll man kommen lassen!“
Groß war das Wehe, stark das Weinen.
Sämmtliche Fliegen stöhnen, greinen.
Schön das Begräbniß, seltene Pracht,
Die Fliegen haben es gemacht,
Fliegen den Grabstein auserlesen.
Gar traurig ist es dort gewesen.

Die Lieder im eigentlichen Sinne, welche ausschließlich für den Gesang bestimmt sind, sind größtentheils Dumki, Romanzen, Balladen oder Legenden. Manche darunter sind von den bedeutendsten polnischen Dichtern benützt worden. Das Lied, welches mit den Worten beginnt:

„Es ist uns Kunde worden,
Den Herren thät die Frau ermorden,

Hob ihn im Gärtchen auf
Und pflanzte Sinngrün d'rauf“.

hat Mickiewicz die Unterlage für seine Ballade „Die Lilien“ gegeben. Auf das Lied von den zwei Schwestern, deren eine die andere beim Himbeerpflücken erschlug, um die Gattin eines mächtigen Herrn zu werden, hat Slowacki seine Tragödie „Balladyna“ aufgebaut. Diese beiden Lieder sind sehr alt; nicht minder alt ist aber auch das Lied vom „Bettelsoldaten“, der „durch Bruch und Wälder geht und vor Hunger oft vergeht, endlich fällt er vor'm treuen Pferdchen nieder und das Pferd gräbt mit den Füßen ihm sein Grab.“

„Scharret mit Füßchen und voll Mitleid schaut's hinab.
Steh' auf, Herrchen, junges Herrchen, blutjung Herrchen,
Bin dein Pferdchen, Dein getreues, treues Pferdchen.
Als mein Herrchen auf mir saß noch, auf mir saß noch,
Keines Körnchen da ich aß noch, da ich aß noch;
Setzt ich auch kein Häckel habe, Häckel habe,
Bald zerreißt mich Kräh' und Rabe, Kräh' und Rabe.
Schwesterlein hat das vernommen, das vernommen,
Heiße Thränen sind ihr kommen, sind ihr kommen.“

Der Soldat, welcher im Kriege fiel, und von der Schwester, Mutter oder Geliebten beweint wird, ist ein sehr beliebtes Thema. Nicht minder auch die betrogene Liebe. Zu dieser Gattung von Liedern gehört das in ganz Polen gesungene Lied von „Kasienka“:

„Zas' die Pferde tränkte, Kasia Wasser holte.
Zas' hat sie beredet, daß sie wandern sollte,“

und ehe sie sich auf den Weg macht „Silber und Gold genug mitnehme“. Kasia thut dies auch und sie entfliehen zusammen. Anfangs haben sie nichts miteinander gesprochen,

dann werden sie dreister. Jas' hat ihr das Gold und das Silber und das noch viel kostbarere Kränzlein abgenommen und nun befiehlt er ihr, nach Hause zurückzukehren. Sie wollte nicht, da

„Faßt Jas' die Kasia um die Mitte und
Wirft sie in's Flüschen, in den tiefsten Grund.“

Nun fleht Kasia den Jasienko, den „Falken“, um Rettung an, er aber antwortet barsch:

„Nicht warf ich Dich hinein, um wieder Dich zu retten,
Doch daß dein Zopf sich sollt' im tiefen Grunde betten.“

Zum Glück befinden sich einige Fischer in der Nähe, welche Kasia's Stimme vernommen haben und sie nun vom unvermeidlichen Tode erretten. Nun kehrt sie in die Heimath zurück.

„Nun ging sie zur Kirche, steht vor der Thüre drauß,
Und sieht sie die Mädchen, bricht in Thränen sie aus,
Da seht doch Ihr Mädchen, Ihr Frauen desgleichen,
Gar schlecht ist 's, dem Vater, der Mutter entweichen,
Dem Vater, der Mutter, den Seinen dazu,
Was ist aus mir worden, Gott, Einziger Du!“

Allein nicht jedes Fräulein kann man so leicht besiegen wie Kasienka und nicht jede Liebe endet so traurig. Davon erzählt ein anderes größeres Lied voll poetischer Anmuth, das, so wie jenes, allgemein bekannt ist und gesungen wird. Es ist das Lied, darin der Liebende immer wiederholt: „Doch wirst Du die Meine sein, meinem Willen Dich ergeben“, worauf sie immer antwortet: „Nie werd' ich die Deine sein, Deinem Willen mich ergeben“; sie möchte sich ihm entwinden, und wünscht, bald „ein kleines Vögeln zu werden, das sich im dichten Gebüsch verbirgt“, bald „ein goldener Ring, der auf dem Wege dahinkollert“, bald wieder „ein Fischlein, das im reißenden Fluß dahinschwimmt“, dann wieder „ein Sternlein am Himmel, das den Menschen strahlt“; allein er hat zum Fällen der Sträucher Beile, zum Erblicken des dahinrollenden Goldringes hat er Falkenaugen, dichte Netze, um das Fischlein einzufangen, mit seinem Pfeil aber wird er sogar das Sternlein am Himmel erreichen. So gesteht sie denn zuletzt:

„Ach! nun seh' ich, 's ist nach Gottes Wort,
Wo ich mich wende, Du findest mich dort.

Also muß ich die Deine sein,
Und mich Deinem Willen weih'n.“

Hocherfreut erwidert er hierauf:

„Spielt Musikanten, auf allen Geigen,
Nun wird Gott Lob doch ein Weibchen mein eigen.

Nun also wirst Du die Meine sein,
Meinem Willen Dich auch weih'n.“

Ein sehr rührendes Lied ist auch das von der Waise, das man überall hört, wo man polnisches Landvolk findet. Eine junge Waise wandert durch ein Dorf und wird von Hundten angefallen. Da ihr Niemand zu Hilfe kommt, so erscheint „der Herr Jesus selbst vom Himmel“ und „beschützt sie mit einem Stückchen Brot“. Er befiehlt ihr dann, nach dem

Kirchhof zu gehen und am Grabe der Mutter Zuflucht zu suchen. Sie wird es finden, denn es wachsen darauf drei Zweiglein. Eines soll sie ausreißen und es über dem Grabe schwenken, da wird sich die Mutter sicherlich melden. Die Mutter hat sie gehört, und, als sie erfahren, daß es ihre Tochter sei, meint sie, sie würde dieselbe gerne in ihrem Grabe aufnehmen, doch weiß sie nicht, wovon das arme Kind im Grabe leben könnte. Die Waise versichert ihr, sie werde Würzelchen essen, durch Gottes Gnade leben. Die Mutter ist nun soweit beruhigt, sie wünscht nur, daß die neue Mutter dem Kinde das Hemdchen wasche. Das erschütternde Bild ihres Glends jedoch, wie es die kleine Waise schildert, überzeugt die Mutter bald, daß diese die Stiefmutter vergeblich bitten würde. Da erscheinen drei Engel, welche das Waisenkind in den Himmel führen, während gleichzeitig der Teufel kommt, um die Stiefmutter hinter die Höllenpforte zu bringen. Nun:

„Die Stiefmutter schauet herum weit und breit,
Da sieht sie die Waise im Himmel schon weit;

Da schauet die Wais' in die Höll' weit und breit,
Die Stiefmutter sieht sie tief unten zur Zeit.“

Nun verlangt die Stiefmutter heftig, zur Erde zurückzukehren, sie würde nun ganz anders mit dem Stiefkinde verfahren, das ist aber vorbei. Das Lied schließt mit den Worten:

„Umsonst ist's, Du Böse! so rechne Du nicht!
Das Kindlein zu pflegen, war früher Dir Pflicht;

Doch Du hast der Waise nur Böses gethan,
Darum in der Hölle, so brenne fortan.“

Unter den frommen Liedern sind die Kolendy, das heißt die Lieder, welche die Geburt des Herrn besingen, wahre Schätze der Volkspoesie; und zwar nicht etwa durch die Vortrefflichkeit ihrer Form, denn gerade die manchmal bis zur äußersten Grenze gehende Einfachheit ist ihr besonderes Merkmal; auch nicht durch das Außergewöhnliche ihres Inhaltes, denn es sind gar keine außergewöhnlichen Ideen darin zu finden, sondern dadurch, daß sie zugleich religiös und volksthümlich sind. Ein heißer, naiv-kindlicher Glaube hat hier jener jugendfrischen Poesie, welche zum erstenmal in die Gotteswelt heraustritt, die Hand gereicht, um mit ihr vereint ein Bild des Charakters, Lebens und Denkens eines Volkes zu schaffen. In diesen Liedern ist alles, von der Melodie angefangen bis in das kleinste Detail herab, polnisch, sogar die Allerheiligste Familie, wie sehr sie auch von göttlicher Majestät umflossen ist; wie ist es erst das Ställchen, in welchem der Heiland das Licht der Welt erblickt, wie sind es erst die Leute, welche mit Spenden herankommen, den neuen Herrn zu begrüßen, ihre Gaben, und ihre Lieder!

Es bricht die Nacht herein, in welcher die „Lilie, die unbefleckte Maria, erblühen soll“. Die Familie ist auf der Wanderung; der heilige Josef eilt, allein Maria bittet ihn, langsamer zu gehen. Endlich geht der Alte voraus, sich um eine Herberge umzusehen und nimmt einen Krug für Wasser mit. Allein weder eine Herberge noch Wasser wird ihm zu Theil und obendrein wird er gescholten und beschimpft. Josef, das Alterchen, neigt kummer- voll sein graues Haupt und weiß nicht was anzufangen, bis endlich ein Bürgermann

von Mitleid ergriffen und um nicht in Ewigkeit verdammt zu werden, ihm den Weg zum Ställchen weist, dorthin wo es hell war. Dieses ärmliche Ställchen ist Gegenstand mehrerer Weihnachtslieder von ungewöhnlichem poetischen Reize, von Holz gebaut, schlecht mit Stroh bedeckt und so wacklig, daß Josef es mit Stützen befestigt; dabei Kälte, Frost. Vom Strohdach niederhängende Spinnengewebe sind der Schmuck dieses Palastes, in welchem Jesus anstatt des Bettchens eine kleine Krippe hat, anstatt zarter Flaumen stechendes Heu und



Konik Zwierzyniecki in Krakau.

wo die Armuth anstatt in Purpur und kostbare Perlen Ihn in elende Windeln bettet. Armes Ställchen; aber trotz alledem, wie prächtig ist es durch den, welcher in ihm zur Welt gekommen:

„Ein Ställchen erbärmlich,
Verlassen und ärmlich,
Erfüllt ist's mit himmlischem Glanze,
Hier schlummert stille
In armer Hülle
Kind Jesus im Strahlenkranze.

Mit weißem Gefieder
Kniet vor ihm nieder
Der Engel Schaar, die vorüber gezogen,
Ihr Goldhaar strahlet
Und darüber malet
Sich farbig ein Regenbogen.“

Von diesem Ställchen geht ein solcher Glanz aus, daß „der ganze Himmel davon glüht“, und die Engelchöre, die darüber schweben, musiciren und singen so laut, daß man

es weit und breit hört. In der Umgebung befinden sich „Hirten“, getreu nach der Natur copirte polnische Bauern. Es ist Nacht, ein Jeder von ihnen schläft nach der Arbeit fest, jeder, wo er eben in seiner Müdigkeit hinfiel; auf dem Heuhaufen, auf dem Schober, im Schuppen, in der Scheune. Auch sie haben das Singen und Musiciren der Engel gehört. Einer von ihnen erwacht und meint, es sei heller Tag. Er ruft also den Kuba, den Maciek, den Kazimir, sie sollen so schnell als möglich aufstehen und das Vaterunser beten. Sie raffen sich auf, aber gemächlich; einen oder den anderen hat man sogar „beim Schopf“ nehmen müssen. Dieser Moment des Erwachens der Hirten, dann ihres Hineilens zum Ställchen, ihres Darbringens von Gaben und ihres Verweilens an der Krippe hat der humoristischen Behandlung ein reiches Feld eröffnet und ist das Lieblingsthema vieler Kolendy. Nach einem anderen Texte z. B. scheint es den aufwachenden Hirten, daß ein Feuer ausgebrochen sei, „wer weiß, ob nicht die ganze Welt brennt.“ Da bemächtigt sich ihrer ein ungeheurer Schrecken und in dieser Angst kollert einer oder der andere vom Heuschober oder dem Heuberg auf die Erde herab. Sobald sie zu sich gekommen sind, erklärt der älteste und geschickteste unter ihnen, welcher gewöhnlich Bartosz genannt wird, was das zu bedeuten habe und rath ihnen, ein jeder möge zusammenraffen, was er nur könne und nach Bethlehem eilen, um das „Gottkind“ zu begrüßen. Es wird auch gut sein, die Musikinstrumente nicht zu vergessen. Alle machen sich eiligst auf den Weg. Sie nehmen „Butter, Becken, Hühnchen mit für's kleine Kindchen; kleine Käse, Quark, frisch und fein, für das junge Fräulein, Birnen, Pflaumen, Äpfelchen für Josef, das Alterchen“ und zudem alles, was nur Küche und Vorrathskammer oder das Ställchen des polnischen Landmannes besitzen mag: Würste, Speck, Eier, Gänse, Enten, Hühner, Putenhähne, Erbsen, Grütze, Honig, Milch, Rahm, Kresse und dergleichen. Überdies:

„Lief Kuba zur Heerd', einen Hammel zu fangen,
Will nicht ohne Gabe zum Herren gelangen,
Der Stasiek, der packt ein Schaf bei den Weinen,
Dem Bartek eine Ziege will besser scheinen,
Faßt sie bei den Hörnern, der Jasiek ein Schäflein,
Der Jacek, der schreit: lauft mir doch nicht davon,
Auch ich will mit Euch, ich komme ja schon,
Laßt mich schnell nur beschlagen die Schuh,
Dann wandre ich mit Euch immer zu,
Um der Gesellschaft willen.

He, Jacek Du Tropf, schnell beschlag Du die Schuh
Und komm mir herbei und zu Hilfe im Nu,
Daß die Ziege mich nicht auf ihre Hörner spieße,
— Ei! schlag mit dem Stecken ihr zwischen die Füße,
Da wird sie nicht stoßen. —
— Auch Du Simonchen, komm mit uns im Verein!
Ach ich ergeh's nicht, mich schmerzt ja mein Bein!
— Wir setzen auf die Ziege Dich auf dann selbänder,
Da bleiben wir alle so schön bei einander
In Gesellschaft.“

Auf der Wanderung ist es natürlich nicht ohne Abenteuer abgelaufen. Mathies z. B., das Alterchen, lief schnell hinter den andern her und hat „den Wolf gesehen!“ Er ist so erschrocken, daß er die Quarkflaibchen verlor. Es war noch ein Glück, daß er außerdem noch etwas Graupen bei sich hatte und eine „fujarka“ (Querpfeife), denn sonst wäre

er mit leeren Händen gekommen und hätte höchstens „das Kind aufhalten“ können. Dem Lorenz ist das Zicklein vom Strick ausgerissen und „als er hinterher lief, da hat er seine messingene Hirtenpfeife aus dem Sack verloren.“

„Aber Zwan
Faßt den Krug an,
— Ein wenig Rahm war drin —
Lauft ihnen gach
Auf dem Fuße nach
Wie toll zum Ställchen hin,

Gar nicht umgürtet.
Maciek und Wojtek, die kommen zu spät,
Die hatten am Weg sich beim Kragen,
Da haben selbender
Die Zwei miteinander
Ein ganzes Schock Eier zer schlagen!“

Was aber pilgert nicht alles zu diesem Ställchen des Jesukindes! Mazuren, Ruthenen, Lithauer — ganz Polen in allen seinen Volkschattirungen; zugleich mit ihnen aber auch der Ungar und der Deutsche, der Holländer, der Italiener, der Franzose der Spanier, der Däne und der Engländer, der Portugiese — endlich der Zigeuner. Alle aber sprechen in ihren Dialecten und zwar mit solchen Worten, welche sie gerade charakterisiren.

Der Mazure spricht:

„Ei, du mei,
Komm herbei
Zur Salmei
Und zur Hirtenpfeife;

Wollen dem Kindlein singen,
Söhn und lieb soll's klingen,
Daß das kleine Herrchen
Sich mit uns freue!“

Der Ruthene singt:

„Halleluja
Pomyluja!
Die Einen ruft herbei,
Die Andern bittet frei,
Sollen schnell her springen,
Klöße, Knüdel bringen,
Alles das für's Herrchen sei!“
„Aus dem Wald der Lette
Läuft wie eine Klette,
Springt da um die Wette;
Macht ein Mangold-Süppchen
Für das liebe Püppchen.
Die Katiucha theilt mit Fingern er,
Die Kadiucha stellt er auf mit Schmer
Wiotališ Keptasiš!“
„Ungar, Stuzer kommt mit Salben
Und mit Ölen in den Schoppen;
Fangt erst hier zu singen an;
Legem, legen, maletana,

Bring ich, hát, für kleine pana
Ise Del und zunde Tropfen.“

„Der deutsche Mann
Marschirt sodann
Hinter ihnen ebenfalls,
Singt aus vollem Hals:
„Ach, ach, meine Kinder,
In sehr großem Winter
Ist geboren, anserkoren,
In der Krippe nicht erfroren
In Bethlehem im Stall!“

„Den Franzos rief niemand hin,
Dennoch aber sah man ihn,
Mon Dieu, was geschieht?
In Betleem der 'Zimmel glüht!
Notre Dame, 'eilig Mädchen
Iß begrüßen 'ier zu Knäbken,
Bon jour, o bon Dieu!“

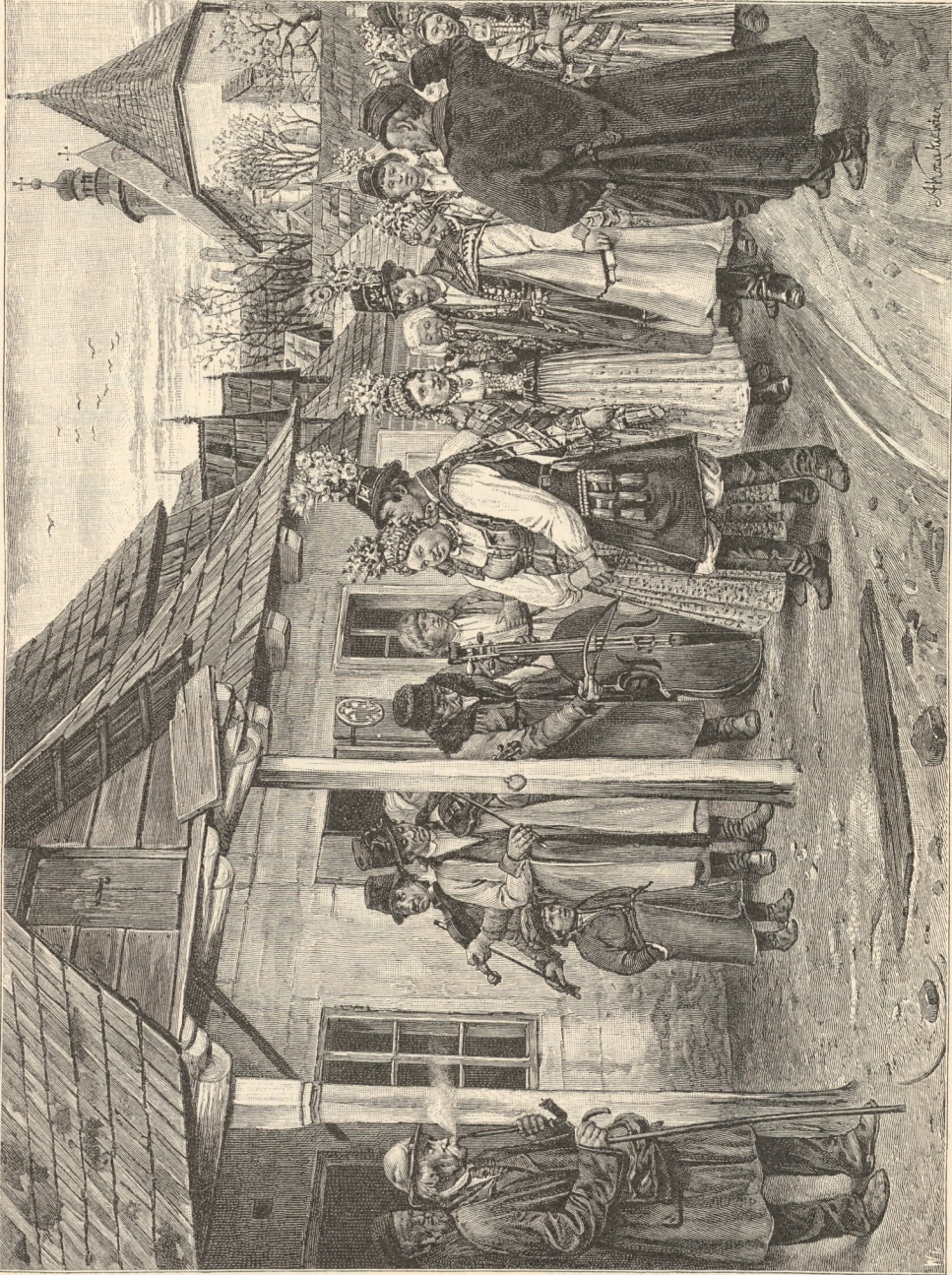
Im Innern des Ställchens entfaltet sich anfangs ein Bild inbrünstiger Andacht. Man bittet das kleine Jesukind um seinen Segen, man beklagt es, daß der Herr der ganzen Welt so arm auf die Erde gekommen; dies alles wird in den verschiedensten Tönen und Weisen mit wahrhaft poetischer Anmuth gesungen. Noch geht das Darbringen der Opfertgaben mit großer Schüchternheit vor sich, allein nach und nach dringt Heiterkeit hervor und es wird eine Art polnischer Lauffeier daraus. Nachdem man die Spenden niedergelegt hat, beginnt man zu singen. Allein gleich die erste Probe ist durchaus nicht gelungen. Kuba namentlich hatte keine Spende, um sie dem Herrn darzubringen, „so hieß man ihn singen.“ Er sang denn auch!

„Holt herauf die Stimme, meckert wie ein Schaf
 Daß den alten Josef großer Schrecken traf!
 Spricht zu ihm der Alte: sing nicht gar so schön,
 Könnt vor lauter Schrecken dem Kindchen was geschehn;
 Lieber spielt zu Gottes Ehr,
 Das gefällt uns mehr,
 He, Kolenda! Kolenda!“

Da beginnt nun im Ställchen das Musciren, es wird getanzt und ohne Trinken geht es auch nicht ab. Es entsteht ein so lustiges, ein so durch und durch typisch polnisches Bild, daß nur die wörtliche Wiedergabe einer der Kolenden ein bestimmtes Bild davon zu geben vermag.

„Heiße hei, heiße hei!
 Kommen Leutenchen,
 Hirtenleutenchen,
 Mit den Flöten,
 Mit den Pfeifchen.
 Heiße hei, heiße hei!
 Sie verlassen ohne Weile
 Ihre Herden und in Eile
 Nach Betlehem sie zieh'n.
 Heiße hei, heiße hei!
 In der Mitte
 Vor der Hütte
 Walek dudelt;
 Stach, der hudelt
 Auf dem Horn zu Gottes Ehr'.
 Heiße hei, heiße hei!
 Diese spielen, jene singen,
 Andere tanzen um und springen
 In der Hütte hin und her.
 Heiße hei, heiße hei!

Den alten Mathes
 Dort, den hat es!
 Er geigt ohne Ende,
 Ihm zittern die Hände.
 Heiße hei, heiße hei!
 Auf der anderen Seit'
 Steht der Marek breit,
 Greift in bester Laune,
 Gar zu der Posaune.
 Heiße hei, heiße hei!
 Du kleiner Bub',
 Geh' die Cymbel schlagen
 Und Ambros, Du
 Sollst die Ziegen verjagen.
 Heiße hei, heiße hei!
 Jan Grybowik vor sich hin
 Bläst die Flöt' durch dick und dünn.
 Heiße hei, heiße hei!
 Der Tuba, der tutet
 Gar wohlgenuthet,



Strafener Bauernhochzeit.

In's Horn stößt Holz,
 Als hakt' er Holz.
 Heiße hei, heiße hei!
 Mark, an der Linken hält ein Ferkel,
 Mit der Rechten dreht er 's Werkel.
 Heiße hei, heiße hei!
 Der Michel trinkt,
 Der Fedko springt,
 Der Eine schlägt die Pauk' in Ruh
 Und der Klimek weint dazu.
 Heiße hei, heiße hei!
 Simon, Lorenz als ein Paar
 Blasen auf der Sackpfeif' gar.
 Heiße hei, heiße hei!
 Aus der Hütt' mit Sack und Pack,
 Holt sich Wojtek den Dudelsack
 Und mein Lukas auf der Flucht
 Schnell noch seine Trommel sucht.
 Heiße hei, heiße hei!
 Andres, Jacek, beide munter,
 Fideln sich die Schnurbärt' runter.
 Heiße hei, heiße hei!
 Josef lobet, ruft heiter:
 Immer weiter, immer weiter!
 Weigt und fidelt immer bunter,
 Frisch mir ein' Mazur herunter.
 Heiße hei, heiße hei!
 Orgel dreht mit stinker Hand
 Gregor, Antek lauscht gespannt.
 Heiße hei, heiße hei!
 Und der Kaspar mit dem Jacek,
 Sowie Sobek, Stach und Wacek,
 Alle steh'n auf einem Flecke,
 Binden Saiten an die Egge.
 Heiße hei, heiße hei!
 Christian Lerchlein auch, so jung,
 Macht vor Freude einen Sprung.
 Heiße hei, heiße hei!

Ludwig's Stimme hat 'nen Schall
 Wie von einer Nachtigall,
 Andres Stimme klingt nicht still,
 Wie vom Ochsen das Gebrüll.
 Heiße hei, heiße hei!
 Immer mehr und and're kommen,
 Dominik hat 's Horn genommen.
 Heiße hei, heiße hei!
 Hat's in Mund gar nehmen müssen,
 D'rauf die Zähne zugebissen,
 Als er hört die frohe Weise,
 Wie sie singen laut und leise.
 Heiße hei, heiße hei!
 Gar die Skrupulanten sprangen,
 Als die Harzentön' zu ihnen drangen.
 Heiße hei, heiße hei!
 Und auf's G'radwohl aus dem Töpfchen,
 Trinken Wein so Tropf als Tröpfchen,
 Trinken, springen,
 Lachen, singen:
 Heiße hei, heiße hei!
 Ramen alle her wie toll,
 Und stäubten auch die Hütte voll.
 Heiße hei, heiße hei!
 Und ist nimmer auch ein Zweifel,
 Daß die lieben armen Teufel
 Niemals rochen eine Priese,
 Dennoch gab es ein Geniese.
 Heiße hei, heiße hei!
 Jeder nicht dem Herrn kann dienen,
 Josef treibt sie jetzt von himmen:
 Heiße hei, heiße hei!
 Schlafen, schlafen geht nur alle,
 Geht hinaus mir aus dem Stalle,
 Es ist genug und hohe Zeit
 Und vorbei die Lustbarkeit.
 Heiße hei, heiße hei!"

Eine andere Kolenda erzählt uns, wie dieses Völkchen vor seinem Fortgehen den kleinen Jesus in den Schlaf singt:

„Lulu, Du Jesus, Perlechen mein,
 Du Allerliebste, schlafe nur ein,

Lulu, mein Rindchen, mein Jesulein,
 Mütterchen Du, mach' daß es nicht wein'."

Und in dieser Melodie und Tonart singen sie weiter, nennen das Jesuskind „ein wunderhübsch's Engelnchen“, „das anmuthigste Blümchen der Welt“, „das allerzierlichste Röslein“, „die allerlieblichste Lilie“, „ein den Augen angenehmes Sternchen“, „die allerreinste Weltsonne“ und versprechen ihm „süße Beeren“, „Butterbrötdchen“, „schöne Äpfelchen“ und alles, was sie nur als allerbestes kennen, damit es nur schlafe. Jesus hat sie mit seinen kleinen Händchen gesegnet, Josef, der Alte, will sie schon verabschieden, indem er ihnen für ihre reichlichen Gaben und die Belustigung das polnische: „Gott möge euch das vergelten“, ausdrückt; allein es wird ihnen allzuschwer, fortzugehen. Sie zögen es vor, für immer hier zu bleiben.

Außer den Hirten und Bauern kommen auch die verschiedensten Handwerker zur Krippe und ein Jeder verspricht, irgend eine Spende zu bringen: Der Schneider „ein Hemdchen“ und „ein Kleidchen“, der Kürschner „ein Pelzchen“, der Bäcker „einen Laib hellen Brodes.“ Ein schmerzliches Gefühl bemächtigt sich der heiligen Jungfrau, da der Seiler einen Strick darbringt und der Schmied Nägel spendet; allein die Kolenda darf nicht so schmerzlich ausklingen, so wird denn die Geschichte mit dem Schuster eingeflochten. Diesen will man anfangs gar nicht einlassen, weil er „nach Theer riecht.“ Endlich läßt man ihn ein, doch behauptet Josef, daß Jesus „keine Stiefelchen mag.“ Da geht nun der arme Teufel ganz desperat hinaus und sagt zu sich:

„Du lieber Gott,	Auch nicht ein Stiefelchen
Es ist eine Noth!	Hilft mir beim Herrgottchen.“

Selbstverständlich haben die Kolenden auch das Auftreten der drei Könige aus dem Morgenlande sich nutzbar gemacht. Herrlich im Hinblick auf Melodie und Inhalt ist jene Kolenda von den drei Königen, welche mit den Worten beginnt:

„Welkenherrlicher ihr und Weise,	Keinen Thron hat's in der Hütte,
Wohin eilet ihr so schnelle?	Hält kein Scepter in der Hand
Seid ihr, Könige, auf der Reise	Und schon zieht prophet'sche Kunde
Nach des Kindchens Lagerstelle?	Seines Tod's von Land zu Land.“

In dem Bestreben, die Wichtigkeit des Augenblicks zu schildern, wie die Geburt des Erlösers eine ist, malt die Phantasie des Volkes eine völlige Umwälzung der Natur aus und führt jegliches Gethier und Geflügel in die Hütte ein.

„Auch die Bäume wissen's schon,	„Löwen führen Holz selbender,
Früchte bringen sie verkehrt:	Bären pflügen unterdessen,
Apfel trägt der Eiche Kron',	Haf' und Hund ruh'n bei einander
Tamm' mit Birnen ist beschwert.“	Und aus einer Schüssel fressen.“

Eine ungeheure Menge von Thieren und Vögeln hat die Hütte angefüllt:

„Mehr von allem hier nun gar	Hier war alles, was nur kann
Als in Noah's Arche war;	Die Erde geben, die Erde geben.“
Dort nur paarweis kam's heran,	

Mit den herbeigekommenen Gästen machte sich der Hahn, als ein der Wirthschaft Kundiger zu schaffen. Er ist's, welcher weiß, wohin man Feden unterbringen soll, damit er Nahrung finde. Es folgt dann Musik und Gesang. Der Bär, welchem es vollkommen an musikalischem Talente gebricht, hat wenigstens ein Vaterunser gebetet; unter den Vögeln führt natürlich die Nachtigall den Reigen an.

„Nachtigall fängt im Diskant an,
Stieglitz singt den Alt fürbaß,
Den Tenor bringt Staar gewandt an
Und die Taube girrt im Baß, girrt im Baß.
Sperling auch, das arme Seelchen,
Piepst erfroren aus dem Kehlchen,

Seht, seht, seht, seht welch' ein Wunder
Zu uns kam Gott herunter, Gott herunter.
Haubenlerch' mit ihren Jungen
Hinter'm Ofen hat gesungen:
Zirp, zirp, zirp, zirp, Herr, Du Lieber,
Gh' der Frost nicht ist vorüber, nicht vorüber.“

Wiewohl die Kolenden in den Hütten sowie in Edelhöfen und Palästen mit gleicher Liebe gepflegt werden, so besitzen wir doch bis heute noch keine vollständige Sammlung derselben. Sie sind im Laufe der Zeit entstanden und tragen auch die Spuren verschiedener Zeitalter. Ihr Anfang reicht bis in das Mittelalter hinauf; im XVI. Jahrhundert aber werden sie schon von Dichtern nachgebildet. Die meisten unter den allgemein bekannten Weihnachtsliedern sind im XVII. und XVIII. Jahrhundert entstanden. Es ist durchaus irrig, wenn man das Wort Kolenda mit dem bei den Slaven nie vorhanden gewesenenen heidnischen Gotte „Kolend“ oder „Kolad“ in Verbindung gebracht hat. Der Ausdruck „Kolenda“ bezeichnet in der polnischen Sprache ein dargebrachtes Geschenk, und zugleich ein Lied über die Geburt des Herrn und stammt von dem lateinischen Ausdruck „Calendae“ ab. Zu Neujahr, lateinisch Calendis Januariis genannt, herrschte und herrscht so wie überall, auch in Polen die Sitte, daß man einander Glückwünsche darbrachte und gegenseitig Geschenke gab. Die Schuljugend richtete bei diesem Anlasse Ansprachen an weltliche und geistliche Würdenträger und pflegte auch Lieder zu singen, welche die Geburt des Herrn behandelten und auch eine Art Geschenk d. i. Kolende waren. Die Krippenspiele thaten das Übrige, die Sache kam unter das Volk, und dies ist der Beginn der „Kolenden“. Sie sind durch christliche Cultur entstanden und nicht durch Vermittlung irgend einer heidnischen Gottheit.

Volksschauspiel. Bei dem polnischen Volke hat sich das Schauspiel in zweifacher Weise ausgebildet: als Faschingspiel, von dem bereits die Rede war, und als Krippenspiel. Die Krippenspiele, welche nach unserer Meinung den Faschingspielen als Muster vorangegangen waren, sind von den Schulen und Klöstern herzuleiten, welche den Gläubigen die Geburt des Heilands im Bilde darstellten. Die älteren Texte, welche unter den Kolenden in sogenannten Kantiken (Kirchengesängen) auf uns gekommen sind, bestehen aus zwei Haupttheilen. Der erste Theil stellt den Augenblick dar, da einer der „Hirten“,



Polnischer Nationaltanz in Bobolien.

W. J. G. 25

welcher zur Nachtwache ausersehen war, eine „ungeheure Brandröthe“ am Horizont erblickt, die anderen weckt und sie aufstehen heißt, und wie nun diese im größten Schrecken von ihrem Lager aufspringen und ein wunderbares Spielen und Singen vernehmen. Das ist das Zeichen, welches ihnen die Engel von der Geburt Christi geben, indem sie dieselben zugleich auffordern, nach Bethlehem zu eilen, um ihn zu begrüßen. Sie begreifen das nicht, denn sie haben bisher nichts von Christus gehört; allein der Älteste von ihnen erklärt ihnen dieses große Ereigniß und so machen sie sich denn mit Opfern, Rolenden spielend und singend, auf den Weg. Der zweite Theil stellt die Hirten vor dem Ställchen des Christkinds dar. Hier legen sie in tiefster Demuth ihre Gaben nieder und singen und spielen dabei Rolenden; doch gibt es auch Texte, worin noch keine Rolenden vorkommen. Die Hirten, welche sich nach Bethlehem begeben, bitten hier nur den Weisesten unter ihnen, er möge ihr „Orator“, ihr Redeführer, sein. In Bethlehem wird also anstatt der Rolenden eine Rede in Prosa gesprochen, welche sie im Chore nach dem Anführer wiederholen. Diese Stücke sind durchaus volksthümlich; die Namen der Personen, ihre Spenden, die Art ihres Ausdrucks und ihres Verhaltens, alles ist durchaus polnisch. Aus den Schulen und Klöstern dringt die Sache unter das Volk und wird noch charakteristischer durch die Einführung neuer Figuren, wie: des Krakowiaken, des Mazuren, des Goralen, des Lithauers, Ruthenen, Juden und Zigeuners; kurz, es ist hier ganz Polen ethnographisch dargestellt.

Mit der Zeit wurde zu den zwei obenerwähnten Theilen des Stückes ein dritter gefügt, welcher den König Herodes vorführt, später aber erweitert auch als selbständiges Stück aufgeführt wurde. Herodes und die drei Könige, welche bei ihm erscheinen, geben Anlaß zum Auftreten von Ministern, von Militär, eines Rabbiners, des Todes, des Teufels, einer Hexe etc. Der Verlauf des Stückes ist gewöhnlich folgender: Herodes, durch verschiedene Berichte heunruhigt, will in Erfahrung bringen, wo Christus geboren worden und sendet seine Höflinge nach einem schriftkundigen Rabbiner aus. Der herbeigeführte Rabbiner verweigert die Aussage, allein durch Gewaltmittel gezwungen nennt er Bethlehem als den Geburtsort Jesu. Gleichsam als eine Bekräftigung der Worte des Rabbiners kommen die drei Könige an. Herodes ordnet den Kindermord an, allein, kaum haben die Höflinge ihm die Kunde gebracht, daß seine Befehle vollzogen sind, als ein Engel erscheint, welcher ihm verkündet, daß seiner ein trauriges Ende harre. Es taucht nun auch ein schrecklicher Zug mit dem Tode, dem Teufel und der ihm ergebenen Hexe auf. Herodes möchte sich der Gefahr irgendwie entziehen; er verspricht dem Tod Erhöhung, den Purpur, endlich den Thron, aber alles vergebens. Da flüstert der Teufel dem Herodes zu: „Du Dummkopf, soll dich der Tod aus dieser Welt weggraffen, entleibe dich lieber selbst!“ Der Teufel siegt offenbar, denn er hüpfst vor Freude und singt:

„Von Lysa Góra bin ich der Teufel
 Reiß' mir des Königs Haut in Streifen
 Auf Gürtel!“

Der Tod, welcher dies bemerkt, geht ab. Herodes ersticht sich wirklich, nach ihm thun dies seine Höflinge; nun eilen mehrere Teufel herbei und helfen ihren Genossen die Leichname hinaustragen, wobei sie singen:

„Hu, hu, hu!
 Wer in diesem Hause lebet,
 Der soll die Kolenda geben!“



Der Räubertanz in der Hohen Tatra.

Hier kommt der heilige Josef mit einer Büchse hervor und sammelt Geld von den Zuschauern, während die Engel und nach ihnen die drei Könige hinter der Scene Kolenden singen.

Tänze. Die polnischen Tänze sind auch außerhalb der Grenzen Galiziens bekannt. Ein Theil derselben nahm seinen Ursprung gleichsam in der Gesamtheit des Volkes, andere wieder nahmen den ihren in den einzelnen Volks-Individualitäten und wurden erst mit der Zeit gleich jenen Gemeingut. Zu den ersteren gehören: die Polonaise, bei dem Volke „polnischer Tanz“ genannt, und die Polka; zu den letzteren: der Krakowiak, der Mazur, der Oberek oder Obertas, der kleine Tanz, der Räubertanz und wie sie

sonst noch heißen mögen. Der Obertas ist, wie dies Kenner schon lange bemerkt haben, nichts anderes als ein in hüpfendem Tempo getanzter Mazur, ebenso der „kleine Tanz“ und der Häubertanz. Letzterer ist ausschließliches Eigenthum der Goralen des Tatra-gebietes, der „kleine“ hingegen, wiewohl er bei ihnen auch sehr beliebt ist, auch anderswo bekannt.

Es besteht natürlich ein großer Unterschied zwischen der Art und Weise, wie ein und derselbe Tanz von den gebildeten Classen und jener, wie er von der ländlichen Bevölkerung ausgeführt wird; allein das Grundprincip bleibt hier und dort das gleiche. Beim Volke stellt man sich immer im Kreis zum Tanze und tanzt auch im Kreise, wobei der Tänzer des ersten Paares Anführer ist. Dies ist durchaus nothwendig, da eigentlich jeder Tanz beim Volke fast nur eine Figur hat, es also nicht nöthig ist, einen Figurenwechsel anzufügen; dafür aber wird hier der Reihe nach innerhalb einer Tanzpartie mehrmals herumgetanzt; bei jedem Wechsel des Tanzes aber muß einer der Tänzer der immer nur nach dem Gehör spielenden Musik durch Gesang die gewünschte Melodie angeben. Wenn der Anführer schon bei mehr als einer Hochzeitsfeier gewesen und „Brod aus mehr als einem Ofen gegessen hat“, so hält er gewöhnlich in einer Tanzpartie folgende Ordnung der Tänze ein: Polonaise, Mazur, Obertas, Krakowiaf.

„Ich kenne keinen Tanz“, sagt ein französischer Schriftsteller, welcher um das Jahr 1645 in Polen weilte, „der Liebenswürdigeit, Würde und Anmuth so sehr in sich vereinte, wie die Polonaise. Es ist dies der einzige Tanz, welcher den ehrwürdigsten Personen und den Monarchen, sowie der ritterlichen Tracht wohl ansteht. Der Charakter dieses Tanzes hat seine Poesie und seine nationale Eigenartigkeit, deren Hauptmerkmal eine feierliche Würde ist. Er drückt nicht Leidenschaft aus, sondern tritt auf als ein feierlicher Festzug.“ So ist die Polonaise bis heute geblieben und dieselbe Würde kennzeichnet sie auch bei dem Landvolke, das sie, wenn auch mit geringerer Kunstfertigkeit tanzt. Dieser Tanz geräth leider bei dem Landvolke in Vergessenheit, so zwar, daß, wo er nicht einen fest vorgezeichneten Platz in einer Hochzeitsceremonie einnimmt, wie etwa bei den Lasowiafen, man ihn nicht einmal dem Namen nach kennt und er zu einem fast gedankenlosen Herumgehen zwischen zwei Tänzen oder vor Anfang des Tanzens herabsinkt.

„Im Mazur“, sagt ein Kenner, „treffen alle Grundelemente des Tanzes zusammen. Es ist vieles vom kriegerischen Element darin. Sein Schritt allein stellt uns sehr nachdrücklich gleichsam einen sich auf seinem Pferde herumtummelnden Reiter vor; das Stampfen mit dem Fuße — das ist das Stampfen des ungeduldigen Renners, der Holubiec (das Umsichselbstdrehen des Tänzers oder Paares mit dem lauten Aneinanderschlagen der Absätze) — das ist der dem Pferde gegebene Sporenstreich; der lebhaft mehr springende als gleitende Schritt des Tänzers — stellt bald den Galopp,

bald den Trab, bald den Schritt des Pferdes vor. Die Kopfbewegungen sind gleichsam das Herumdrehen des Renners. Bald wirft sich der Reiter geschickt herum, bald wieder hält er im vollen Lauf ein, bleibt stehen und schlägt die beschlagenen Absätze aneinander. Der Jüngling, welcher mit seiner Rechten ein Mädchen an ihrer Linken hält, zieht sie mit Leichtigkeit mit fort, als entführte er sie zu Pferde. Sie hingegen zieht ein wenig zurück, gleichsam einen Liebeskampf mit der unseren Frauen eigenthümlichen Beschämtheit durchführend. Endlich faßt sie, nach einer nicht allzu langen Flucht, der Ritter um die Mitte und schließt den Tanz, indem er sich mit ihr wie ein Wirbel im Kreise dreht und mit scharfen Hohobey die Figur abschneidet; ein Zeichen der Vereinigung und der erfüllten Gelübde — des Familienkreises.“ Im Mazur des mazurischen und Krafauer Landvolkes kommt nur das Tanzen im Kreise sammt dem Stampfen der Füße und dem funken-sprühenden Schlagen der Absätze vor. Der Tanz wird dadurch monoton wie das Leben des Mazuren und ziemlich gemächlich wie die Natur des Mazuren; allein er ist nicht ohne Nachdruck und Kraft.

Was die Goralen aus dem Mazur gemacht haben, das wird uns die Beschreibung des „Kleinen“ und des „Räubertanzes“ lehren. Der „Kleine“ heißt dieser Tanz, weil er in lebhafterem Tempo getanzet wird, als der Mazur, welcher in vielen Gegenden „Der große Tanz“ genannt wird. Hier folgt eine Beschreibung des „Kleinen“, welche wir einem hervorragenden Kenner des goralischen Wesens (Witkiewicz) verdanken: „Der Bursche, welcher mit einem Mädchen diesen Tanz ausführt, stellt in einem kurzen aber tollen Moment der Raserei die ganze Geschichte der Liebe dar. Die Lockrufe der Vögel, das Kollern des Täuberichs, das Umkreisen der Taube durch den Tauber sind diesem Tanze vollkommen ähnlich. Das Mädchen läuft, steif gleichgiltig, mit kleinen Schritten, von einem Ende der Stube zum andern und weicht immer dem Burschen aus, welcher mit gesenktem Kopfe, vorgebeugt, stampft, sich schüttelt, sich um sich herumdreht, sich wie ein Toller herumreißt, neben ihr kleine Kreise zieht, während er dabei in die Hände klatscht oder diese nach ihr ausstreckt. Endlich ergibt sich das Mädchen; da macht der Bursche einen Luftsprung, als würde er von irgendwo herausgeschossen, und beide stürzen sich mit heftiger Bewegung einander in die Arme. Es kann gar nichts mit der Kraft, Leidenschaft und rasenden Hefigkeit dieses durch den Tanz ausgedrückten Romanes verglichen werden.“

Es ist charakteristisch, daß sich ein ebensolcher Roman eines ritterlichen Menschen nur eben in vornehmer Form sowohl in der Polonaise, als im Mazur, dem Krafowiaf und dem Obertas ausgedrückt findet. Nur im „Räubertanz“ verschwindet der Liebesroman gänzlich; er wird nur von Männern getanzet. Jeder von ihnen, einer nach dem andern, stellt sich, nachdem er vorerst seine „Ciupaga“ (das dem Goralen als Stock dienende Beilchen) in die Erde gepflanzt, vor den Musikanten, so wie das die polnischen Bauern

gewöhnlich vor dem Tanze thun, singt vor und beginnt einen „Kleinen“. Endlich sind alle nacheinander in den Kreis gekommen und „da“, wie sich derselbe Autor ausdrückt, welcher den „Kleinen“ beschrieben hat, „da beginnt eine Art Raserei, ein Tanz von Verrückten und Besessenen, in welchem auf dem Hintergrunde eines allgemeinen, bestimmten Rhythmus, jeder Einzelne seinem Temperament und seiner rhythmischen Begabung entsprechende Bewegungen und Sprünge verschiedener Art improvisirt. Dieser, ein sanfter Blonder, schlank und geschmeidig, schließt die Beine, hält sich die Seiten, wirft sich, gestreckt, in die Luft und läßt sich seitwärts auf die Erde fallen wie ein ungeheurer Nagel. Jener mächtige Kerl mit dem rothen, in Schweiß gebadeten Gesichte, wirft sich klastertoch in die Luft, zieht die Kniee ein, klatscht im Fluge mit den Händen an die Fersen und stürzt polternd nieder. Jener andere trippelt, an seiner Stelle bleibend, mit außerordentlicher Eleganz und Zierlichkeit herum, vorgebeugt, als sei er von den eigenen Füßen entzückt. Ein anderer schlägt wüthend mit dem Fuße auf den Fußboden, als wollte er damit ein Loch in denselben schlagen, oder die eigene Ferse zerschmettern. Jener läßt seinen ganzen Körper schwer zur Erde niederfallen und schnellt sich plötzlich in die Luft, wie eine Rakete. Der andere dort reißt sich die verwirrt blickenden Augen, die Haare stehen ihm zu Berge, er fuchtelt mit den Händen über dem Kopfe und scheint verrückt, von irgend einer Tollheit berauscht zu sein; seine Füße aber bewegen sich, ohne sein Wissen und Wollen an Ort und Stelle zitternd in blitzartigen zickzackmäßigen Schwingungen. Alle schreien auf, reißen sich herum, stampfen, schleudern Hände und Füße um sich, scheinen die Zähne eines Rades zu sein, das sich in rasendster Schnelle dreht. Dann wieder läßt die Musik etwas nach, die Geberden werden etwas langsamer, die Tanzenden ergreifen ihre Ciupagi (Beilstöcke), haken die Schneiden aneinander, indem sie sie hoch in der Luft halten und tanzen langsam in der Runde, gleichsam als wollten sie ausruhen. Allein plötzlich zieht der Geiger die buschigen Brauen über die tiefliegenden, von dem wie eine Dachtraufe hervorstehenden Stirnbein beschatteten Augen, drückt wie convulsivisch die Geige an sich und geigt in noch rasenderem Tempo drauf los, während die ganze Bande der Tänzer mit noch größerer Unbändigkeit zu tollen und zu wüthen beginnt. Hände, Beine fliegen in der Luft, der Stahl der Beile wirft Blitze, alles mischt sich und brodelst durcheinander wie ein Chaos. Es ist offenbar, daß, wenn Hände und Füße so wirr in der Luft herumfliegen sollen, jenes leidenschaftliche und stürmische Temperament sie tragen muß, welches in den Goralen lebt. Die Raserei, welche sie bei diesem Tanze ergreift, ist so gewaltig, daß, wenn sie sich vor den Geiger hinstellen, auch die festesten Kerle mit krebsrothen Lippen vor Erregung freidebleich werden.“

Der Obertas ist, wie der „Kleine“ beim Wolke, nur ein in schnellerem Tempo getanzter Mazur. Er wird auch, ähnlich dem Mazur, im Kreise getanzet. Die Musik dazu

ist feurig, schneidig voll strammen Geistes. Seinen Charakter, sowie seinen Rhythmus malen am besten seine Tanzliedchen:

„Ah, sik, mig Obertasik
Hab' vertrunken Mütze' und Gürtel
Fort ist Mütze, fort der Gürtel
Teufel holt den Obertasik.

Obereczek schlimmes Täschlein
Schüttelst das Geld all hinaus, ja!
Aber ich hab' dir ein Schäglein,
Fliekt mir's zusammen durchaus ja!“

Den Krakowiaf tanzt das Volk wie den Mazur und den Obertas, indem es sich im Kreise bewegt, mit dem Unterschiede, daß jene im Dreivierteltact gehen, der Krakowiaf aber im Zweivierteltact gehalten ist, und zwar mit einer solchen Verbe und einem solchen Feuer, daß ihm weder Mazur noch Obertas gleichkommen. Wenn das ihn charakterisirende Tanzliedchen sagt:

„Tanz ich frisch und munter
Krakowiaf herunter,
Dröhnt's wie beim Gewitter,
Fliegen Späh'n' und Splitter!“

so ist das gar keine Übertreibung. Wenn man den Krakowiafen zuschaut, wie sie beim Tanze mit den Füßen im Tacte stampfen, aus den Absatzbeschlägen Funken schlagen, so wundert man sich thatsächlich, wie diese Stiefel und dieser Dielenboden das aushalten, wie diese Stiefel nicht in Fegen, und diese Dielen nicht in Splitter auseinanderfliegen. Dazu füge man noch das Klingeln der Hunderte von Metallringen an den Gürteln, die grellen Trachten der Leute beiderlei Geschlechtes, die kühnen, herausfordernden, nahezu frechen Mienen der Tänzer, so wird man ein Bild erhalten, wie man es außerhalb Polens schwerlich zu sehen bekommt. Wenn der Mazur gleichsam das Bild der einst schwer bewaffneten polnischen Waffe, der Husaren, ist, so stellt der Krakowiaf die leichte Cavallerie (Uhlanen) vor, welche mit der Gewaltfameit und Schnelle des Sturmwindes über den Feind herfällt.

Nur die Polka hat gar nichts Kriegerisches an sich und ist auch nach der Ansicht der Kenner eher ein weiblicher und dazu ein städtischer Tanz.

Es ist leicht zu sehen, wie in alledem sich das Volk selbst zeichnet, die Polonaise, das ist der Gipfel der Civilisation, des Verstandes, des Ernstes und der Würde; der schneidige Mazur und Krakowiaf, der flinke Obertas, der leidenschaftliche Kleine, der wilde „Räuberische“, das sind verschiedene Grade von Temperament und Cultur.

Von fremden Tänzen kennt das Volk den ruthenischen Kozak und den Steirer, welcher nichts anderes ist, als der deutsche Walzer, den man offenbar hier als aus Steiermark kommend bezeichnet, wie dies sein Name sagt. Annähernd an jene Figur des

Mazur und Obertas, welche das Landvolk in Polen tanzt, hat sich ein Tanz eingebürgert, von dem ein kleinbürgerliches Tanzlied, den Walzer charakterisirend, sagt:

„Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei
Alles auf den Behen,

Was doch die Deutschen
Im Walzer wohl sehen?“

Es fehlt dem Walzer natürlich dieses auf den Boden stampfen mit den Fersen, dieses Funkensprühen der Absätze, welches den polnischen Tänzen eigenthümlich ist, und das ist es eben, was den Polen so sonderbar erscheint.

Das Volksleben der Ruthenen.

Charakter. — Die Ruthenen oder richtiger Russinen (Rusynj, wie sie sich selbst nennen) in Galizien bilden einen Theil der zweitgrößten slavischen (über 20 Millionen zählenden) Nation, welche außer dem genannten Lande in einem geschlossenen Ganzen noch den nordwestlichen Theil der Bukowina, das nordöstliche Ungarn und den südwestlichen Theil des europäischen Rußlands bewohnt. Ungeachtet der mundartlichen Abweichungen in der Sprache, der Mannigfaltigkeit der Sitten, Bräuche und Trachten und der Verbreitung auf weiten Länder- und Staatsgebieten sind die Ruthenen ein einheitlicher, selbständiger slavischer Volksstamm. Sowohl die weite Ausbreitung des ruthenischen Volksstammes und die daraus sich ergebenden örtlichen Einflüsse, als auch die Berührung mit verschiedenen Nachbarvölkern haben selbstverständlich auf denselben eine wesentliche Wirkung geübt; trotzdem aber finden wir so viele gemeinsame Züge, daß dieser Volksstamm unverkennbar als ein eigenartiger bezeichnet werden muß.

Die Wohnsitze der Ruthenen in Galizien (wo dieselben nach der Volkszählung vom Jahre 1890 2,835.674 betragen) erstrecken sich in einem geschlossenen Ganzen von der Grenze der Bukowina über den östlichen Theil von Galizien im Tiefland bis an den unteren Lauf des Wislof und San, während im Hochland die ruthenische Bevölkerung mit einem keilförmigen Streifen den Popradfluß und den Fuß des Tatragebirges berührt.

Durch den Einfluß der Civilisation wurden in den höheren Volksschichten die früheren charakteristischen Merkmale mehr oder weniger verwischt und auf diese Weise haben dieselben ihre alten Sitten und Bräuche, ihre Tracht und Lebensart eingebüßt. Nur die Landleute, welche die zahlreichste Volksschichte in Galizien bilden, und zum Theile die Kleinbürger, haben ihre ursprünglichen ethnographischen Eigenheiten in Sitte, Tracht, Sprache, ja sogar in dem physischen Körperbau und in der Sinnesart bis heute bewahrt. Daher werden bei der Schilderung des Volkslebens der Ruthenen zumeist die untersten Volksschichten in Betracht gezogen.